Hofrath v. Eckartshausen's

Schriften.

Fünfter Band.

Duldung und Menschenliebe.

In rührenden Erzählungen.

I. Theil.

Isak Harrusch, oder einen Juden verfolgen rc.
Isogin und Celia, oder einen Wilden verfolgen rc.
Marie, die Jüdinn. Eine Erzählung.
Der gute Christian, oder einen Lutheraner verfolgen rc.

Anna Rainhard

Wien, 1830.
Bei Anton v. Haykul, Buchdrucker,
und bei
Mich. Lechner, Universitäts-Buchhändler.

La (B) 211-5/6

068351976

Staatl. Bibliothek Passau

1998/411

Duldung und Menschenliebe.

In
rührenden Erzählungen.

Erster Theil.

Ich liefere hier der Menschheit einen Versuch über Duldung und Menschenliebe. Dieser besteht in Erzählungen. Vorurtheile gegen Nationen, Stände, Religionen trennen die Menschen von einander, die doch alle Kinder des Allvaters sind, der uns gemeinschaftlich diese schöne Erde zur Wohnung anwies. Mein Herz blutet, wenn ich denke, wie Bruder gegen Bruder, Nationen gegen Nationen aufstanden, Menschen gegen Menschen — wie sie sich würgten, metzelten und verfolgten, und den Wohnort des Vergnügens mit Leichen deckten! —

Duldung ist die Tochter der Gottheit, die Verkünderinn des ersten Gesetzes des Ewi-

gen — des Gesetzes der Liebe. Wer liebt, der duldet, wer duldet, der liebt. Christus war der erste und herrlichste Prediger der Toleranz. Liebe! Liebe heißt sein ganzes Gesetz, und Liebe ist auch allein der Menschen Glückseligkeit. Wer die Menschen liebt, wird kein Uebel in der Menschheit stiften, nur die, die die Liebe verlassen, sind die Tyrannen der Welt, und die Peiniger der Geschöpfe. Der große Gedanke, daß wir Alle Kinder Eines Vaters sind, der im Himmel ist, dieser Gedanke allein ist fähig, uns mit der Menschheit auszusöhnen, und Jeden, der eine Menschenbildung hat, als unsern Bruder anzusehen. Die Wege zur Duldung sind die Wege zur Liebe. Wer zeichnet aber diese Wege dem Menschen vor, und auf was für eine Art? Man predigt in unserm Jahrhunderte immer von Toleranz, und der Verstand donnert das Herz darnieder, und schont so wenig der Eigenliebe, noch des Interesse der Menschen. Man will sie zur Duldung führen und ist selbst unduldsam: welch ein Widerspruch! — Die Natur zeigt uns die Wege; Duldung und Liebe sind verschwistert, sagt sie. Suche

Liebe, und du wirst Duldung finden. Liebe des Nächsten entspringt aus Selbstliebe, denn wer sich selbst nicht liebt, wie kann der einen Andern lieben? Das Gesetz sagt auch: Liebe deinen Nächsten, wie dich selbst! Mitleid, Erbarmen, die herrlichsten Gefühle der Natur gegen den Mitmenschen, entspringen aus unsrer Selbstliebe. Diese veredelt sich, setzt mich an die Stelle des Andern, und ich leide durch fremdes Uebel, und weine bey fremdem Gefühle, das nun mein Gefühl wird. Dieser Wink der Natur ist so herrlich, und sagt uns:

Führe durch Eigenliebe den Menschen zur Duldung.
Führe durch dein eigenes Interesse den Menschen zur Liebe.

Der Keim der Liebe und Duldung liegt schon in unserm Herzen; nur muß das Herz gebildet werden, daß dieser Keim zur Frucht werde. Man muß zuvor den Menschen bey seiner eigenen Schwäche angreifen, und seine edlern Leidenschaften benutzen. Vaterliebe, Kin-

desliebe, Liebe für den Geliebten, Bruderliebe sind so herrliche Mittel, unsere Einbildung auf einen gewissen Grad zu spannen, unser Herz durch unsere Selbstliebe zu erschüttern, und sie durch eigenes Leiden zum Leiden für Andere empfänglich zu machen.

Dieses waren meine Grundsätze, nach welchen ich diese Geschichten bearbeitete. Ich suchte das menschliche Herz in verschiedene Lagen zu setzen, ich zeichnete edle wohlwollende Charaktere; versetzte sie in Stellungen, in denen nothwendig ein Herz, das gefühlfähig ist, theilnehmen mußte: dann, wenn ich das Herz ganz für meinen Helden interessirte, ließ ich ihn durch Irrthum falscher Religionsbegriffe und Bigotterie elend werden; zeichnete Gemählde, wie der Bruder seine Schwester, der Vater seinen Sohn, der Liebende seine Geliebte verlor; setzte verschiedene solche Zufälle, die im menschlichen Leben täglich noch möglich sind, um das Herz auf dergleichen Fälle aufmerksam zu machen, und es durch Selbstliebe von Verfolgung zu entfernen.

Hauptsächlich ließ ich mir angelegen seyn, Duldung allgemein zu verbreiten; der Eigenliebe jedes Menschen zu schonen, und zu zeigen, daß es eben ein so großes Vorurtheil ist, einen Menschen des Kleides wegen zu hassen, als es ein Vorurtheil ist, einen Menschen seiner Religion wegen zu hassen. Unter dem allumfassenden Namen Bruder verstehe ich jeden Menschen. Ich bemühte mich auch zu zeigen, daß die Menschen in solchen Fällen mehr sich aus Irrthum als aus Bosheit verfolgen; diesen Irrthum suchte ich durch Ueberzeugung zu benehmen, und da ich dort und da einen Menschen von der bösen Seite zeigen mußte, so setzte ich ihm doch gleich wieder ein anderes Gemählde entgegen, das die Würde der Liebe und Duldung in ihrer Größe zeigte.

Nach diesem Plane sind meine Erzählungen bearbeitet. Gott, der die Herzen der Menschen kennt, segne meine Absicht, und lasse den Keim, den ich aussäete, Frucht im Menschen bringen, und wenn die Gottheit meine Seele einst aus dieser sterblichen Hülle ruft,

so lasse sie mich die Seligkeit des Himmels genießen, zu sehen, daß zwey Menschen sich an meinem Grabe umarmen, und sich Brüder nennen.

Isak Harrusch,

oder

die Judenfamilie.

Eine interessante Erzählung für's Menschenherz.

Noch sind es keine fünfzig Jahre, daß es, zwar nur in einigen Gegenden Europa's, dämmerte; aber noch erwachten die Menschen nicht zum Tage aus ihrem Aeonen-Schlafe, und der seltne Weise, zuerst von einigen matten Strahlen des aufgehenden Lichtes geweckt, sah mit traurigem Blicke über die Erde hin — einem grausen, finstern Gefängnisse gleich, darin kein Sonnenstrahl die fürchterliche Nacht durchbricht. Die Menschheit lag, von Vorurtheil und Unwissenheit — des Despotismus Henkerknechten — gefesselt, im Todtenschlafe, und das Höllenungeheuer Fanatismus trat den Menschen unter sich, daß er sich nicht regen konnte.

Die grauenvollen Spuren dieser finstern Zeiten zeigen uns, wie schrecklich die damahlige Lage des Menschengeschlechts müsse gewesen seyn.

Man stritt sich um Nahmen, und kannte die Sache nicht; balgte sich um die leere Schale, und fand den Kern nicht.

Ein Wort — — und Brüder mordeten sich, und Ströme unschuldigen Menschenbluts überschwemmten die Erde.

Man verbrannte einen irrigen Kopf, und belohnte mit Gold das schwärzeste Rabenherz.

In diesen Zeiten, wo Dummheit ein Verdienst, Mordlust und Rache Tugend, Menschlichkeit ein Verbrechen und Verstand ein Laster hießen: wo es gleich gefährlich war, ein Mann von gesundem Kopfe und gutem Herzen, oder ein Giftmischer und Kirchenräuber zu seyn, wie kläglich sah es da um den Menschen aus! —

Und doch sind es diese Zeiten — diese schaudervollen Jahrhunderte, die unter den wüthendsten Gräuelthaten menschlicher Barbarey und Bosheit die schönsten Denkmähler der Menschheit aufweisen können.

Man glaube mir doch, das menschliche Herz fühlt nicht erst seit einigen Jahren — seit einem Jahrfünfzig, seither man von Empfindsamkeit schreibt, und Menschengefühl dem Menschen in Büchern auswendig zu

lernen vorlegt. Oder — ich argwohne es — sind vielleicht jetzt die Menschen gerade gefühlloser, haben weniger Tugend, und — ganz gewiß ist es! — am wenigsten mehr Redlichkeit des Herzens. Die Eitelkeit schleppt sie am Gängelbande der Mode. Sie empfinden nicht; sie empfindeln nur, und flimmern mit dem Scheine der Tugend, die sie nicht haben.

Nein, auch damahls fühlte man, und handelte nach dem Drange seines Herzens; zwar mit weniger Freyheit, mit mehr Gefahr; aber desto größer, desto denkwürdiger sind die Thaten, die wir noch hie und da aus dem Schutte der eingestürzten Zeit ausgraben.

Damahls war es freylich sehr gefährlich, einem Ungläubigen wohl zu thun, und mit einem Ketzer Freundschaft zu pflegen, einen Türken zu bemitleiden, und ihn nicht mit den Hunden zu vergleichen; und doch finden wir die edelsten Züge der Duldung, der Liebe und Sanftmuth unter Menschen, die Geburt und Stand gerade dessen unfähig gemacht zu haben schienen.

Und aus diesen Zeiten will ich meinen Lesern eine Geschichte erzählen, die ihnen Menschenliebe und Tugend — nicht Worte von heute nur — schätzbar machen solle; die ihnen — leider! nichts anders beweist, als daß Christen nach den Grundsätzen ihrer göttlichen Lehre, dem Beyspiel ihres göttlichen Meisters, die edelsten, tugendhaftesten Menschen, das Vorbild

anderer Völker seyn sollten, und es nur zu oft nicht sind, und daß Unglaubige und Ketzer, ungeachtet ihrer falschen Lehre, auch tugendhaft, auch edle Menschen seyn können.

Zu Anfang dieses Jahrhunderts lebte in Lissabon eine Judenfamilie, deren Haupt sich Isak Harusch nannte. Der Mann ist würdig, daß ich ihn meinen Lesern näher als bloß dem Nahmen nach bekannt mache. Wenn er auch nicht Nathan's des Weisen hellen Kopf hatte, so hatte er doch gewiß Nathan's edles, wohlthätiges Herz und geraden, schlichten Menschensinn, der seinen Handlungen den Weg bereitete. Eifrig befolgte er die Lehre seiner Väter, war gerecht in seinem Wandel, liebte die Menschen als seine Brüder ohne Ausnahme, haßte des Nahmens wegen niemanden und verfolgte nicht, und wenn er Gutes that, fragte er nicht erst: wie heißt du? wer bist du? — Bist du ein Sadducäer oder ein Essäer? —

Wehe that ihm oft in dem Innersten seines Herzens die Unterdrückung seines Volkes, und da wünschte er den Gegnern, daß sie ihre Ungerechtigkeiten einsehen, und eines reinern Herzens sich bestreben möchten, und dem Beyspiel ihres Lehrers folgen sollten, der Niemanden des Nahmens wegen haßte, Niemanden verfolgte; aber auch den Juden verwies er oft in der Stille ihre Rachgierde, die sie gern gegen Einzelne sättigten, und sich dadurch bey den Christen noch verhaßter mach-

ten, und auch die Unschuldigen der Verfolgung aussetzten. Er kannte die Menschen zu wohl, daß er nicht wissen sollte, daß der stärkere Theil, der über den Schwächern die Oberhand gewinnt, allezeit ungerecht gegen denselben handeln wird; daß die Menschen nie aufhören werden, gegen sich selbst ungerecht zu seyn, und daß starrköpfige Widersetzlichkeit das Uebel nur ärger macht. Oft sagte er zu dem kleinen Zirkel seiner Glaubensgenossen: Brüder! murret nicht in der Zeit der Trübsal wider den Herrn, und verwandelt nicht durch Unbiegsamkeit des Geistes Ketten von Eisen in diamantne Fesseln. Traget geduldig euer Joch, und suchet durch Nachgibigkeit, durch Liebe die Freundschaft eurer Gegner zu gewinnen!

So dachte Harrusch gegen die Menschen; so handelte er, und Jedermann war ihm gut — Wenige ausgenommen, deren Herz böse und vorurtheilig genug war, schon durch den Nahmen Jude: sich zu Haß und Ungerechtigkeiten berechtiget zu finden. Viele liebten ihn und schätzten seine Freundschaft.

Aber noch liebenswürdiger wird uns der Mann im Schooße seiner Familie, wenn wir ihn als Bürger, Gatte und Vater sehen.

In seinen Geschäften der ordentlichste, ehrlichste Mann; in seiner Handlungsweise der folgsamste, untadelhafteste Staatsbürger; zu Hause der geliebte, von

Gattinn und Kindern umrungene Harrusch, ganz Liebe für sein Weib; ganz Liebe für seine Kinder.

Er wußte zu wohl, daß auch seine Kinder unzertrennlich in die Kette des Ganzen verbunden sind, und bestrebte sich daher nach allen Kräften, sie nicht nur zu Kindern Israels, sondern auch zu würdigen Staatsbürgern zu bilden. Ob Lissabon euch nährt, sagte er, oder Kanaan, — in jedem Staate müßt ihr gute Menschen seyn.

Da nun einmahl schon die Israeliten alles Anspruches auf bürgerliche Aemter und Ehrenstellen des Staates beraubt waren, und ihnen keine andere Nahrungsquelle offen blieb, als der Handel, so bildete auch Harrusch seine zwey Söhne zu diesem Gewerbe. Er wußte aus Erfahrung, wie gefährlich dieser Nahrungszweig dem moralischen Charakter des Menschen sey, und schärfte daher seinen Kindern vorzüglich Treue und Redlichkeit im Handel, Milde und Nachsicht gegen den Unvermöglichen, und Liebe gegen alle Unglücklichen ein.

Er machte sie eben sowohl mit den Gesetzen des Staates, darin sie lebten, als mit den ihrigen bekannt, weil sie beyde befolgen müßten, und mit gleichem Nachdruck prägte er ihnen gegen beyde Gehorsam ein.

Harrusch war reich. Seinen Reichthum erbte er von seinen Vätern; aber die Erhaltung und Vermehrung desselben dankte er seinen Einsichten und seiner Häuslich-

keit, diese, und Thätigkeit in Geschäften, empfahl er auch seinen Kindern, und machte ihnen durch Beyspiele begreiflich, daß man, ohne thätig und häuslich zu seyn, nie zu was gelangen werde, wohl aber auch Das verlieren müsse, was man schon hat.

Außer ihnen hatte er noch eine Tochter, der Stolz unter den Schönen Israels, und die Alterwonne des Vaters. Schön war sie, wie Rachel in der Jahresblüthe, und gut wie die Braut im hohen Liede.

Er ließ sie in allen Dem unterrichten, was die weibliche Seele, das feinste, sanfteste Geschöpf aus Gottes Hand, bilden, und ein Mädchen an Geist und Körper vervollkommnen kann, um ganz das Glück eines Jünglings zu machen.

Wie glücklich war Harrusch in seinen herannahenden Wintertagen; er sah die Früchte seiner Bemühungen unter seinen Händen reifen; seine Söhne heranwachsen, wie ein Paar schöne Bäume, die durch ihr Gedeihen der mühsamen Pflege des Gärtners lohnen, und von der reichlichen Blüthe, die sie tragen, seinen Hoffnungen schmeicheln. Sie wuchsen heran zu des Vaters Freude, und nahmen zu an Geist und Stärke.

Oft in den seligen Augenblicken, da er sich in seinen Kindern freute, umarmte er seine älternde Sara, weinte an ihrem Busen Thränen himmlischer Wonne,

und Beyde vereinigten ihre Stimmen, den Gott ihrer Väter zu preisen, daß er sie gesegnet habe.

Da Harrusch seine Kinder innigst liebte, und nichts so sehr wünschte, als ihr Glück, das seiner Meinung nach nicht im großen Reichthum, in Verbindung mit ansehnlichen Häusern und Wohlleben, sondern in wechselseitiger Liebe, heiterer stiller Ruhe der Familie und in der Zufriedenheit mit sich selbst und der Welt bestehen müsse, so dachte er nie daran, eine reiche Parthie für sie auszusuchen; bediente sich nie der väterlichen Gewalt, die ihm das Gesetz zutheilte, das Schicksal seiner Kinder nach dem unbiegsamen Eigendünkel eines alten, filzigen Mannes bestimmen zu können; er ließ ihnen freye Wahl, und sein ältester Sohn, Moses, der bereits das siebenzehnte Jahr erreicht hatte, war das erste Beyspiel von der Liebe seines Vaters. Sein Herz hatte ein Mädchen gewählt, zwar schön und von edler Seele, aber arm, und eben darum von allen Andern unbemerkt: Sie diente als Magd bey dem reichsten Juden in der Stadt, der aber auch kein anderes Verdienst kannte, als reich seyn, und gegen Arme mit einer unmenschlichen Härte verfuhr.

Moses entdeckte seinem Vater mit all der Freymüthigkeit eines unschuldigen Jünglings und dem Zutrauen, das ihm die Freundschaft und Liebe seines Vaters eingeflößt hatte, die Wahl seines Herzens, und Harrusch umarmte seinen Sohn, und billigte seine Liebe

mit Freuden. Allein nachdem die erste Aufwallung ihrer Freude vorüber war, schien Harrusch mit einer besorglichen Miene seinen Sinn zu ändern, und machte ihm Einwendungen, um das Herz des guten Jünglings zu prüfen. Deine Wahl, mein Sohn! ist edel, fing er an, und die Uneigennützigkeit derselben beweiset, daß sie die Wahl deines Herzens ist. Aber noch weißt du nicht, unerfahrner Jüngling, daß es Augenblicke gibt, wo unser Herz, von den Sinnen getäuscht, vom Enthusiasmus dahin gerissen, einen Wunsch hegt, der in dem Moment des Begehrens der einzige, der einzig beglückende zu seyn scheint, und den das Herz nach einer Weile, da das brausende Blut wieder ruhiger wird, und die kalte, grübelnde Vernunft, von der ersten Jugendhitze überworfen, wieder ihren Platz einnimmt, verlacht, vielleicht sich dessen schämt, oder der es oft wohl gar bereut.

In der Liebe ist das eine gewöhnliche Erfahrung. Ein schneller, überraschender Eindruck ist so vergänglich als er schnell ist, und der erste Wink ist nicht immer der wahre Ruf. Noch ist dir dein Mädchen reitzend — denn noch ist sie nicht dein, aber bald dürftest du Flecken an ihr entdecken; noch verehrst du eine himmlische Tugend in ihr, die dich entzückt; aber bald wirst du Mängel, Vergehen — vielleicht mehr gewahr werden, denn sie ist doch immer nur Mensch — schwach und hinfällig zum Bösen, wie alle Kinder Evens. Es ist vielleicht nur erst eine kurze Zeit, seit du sie kennest.

— Nein Vater, fiel Moses ein, schon seit einem Jahre kenne ich sie, und habe sie aus allen unsern Töchtern am ersten bemerkt. Nicht ihr Wuchs, ihre schöne Bildung allein war es, was mir an ihr gefiel; obwohl ihr freyes freundliches Auge, die Unschuld ihrer Stirne, die Heiterkeit und das Sanfte ihrer Miene am ersten meinen Blick auf sich zogen; aber mehr noch als Alles dieß machte sie ihr Fleiß meiner Aufmerksamkeit würdig, ihre Treue und Sorgfalt, ihre Aufmerksamkeit in Geschäften, ihr freundliches Wohlwollen, das sie gegen Jedermann äußert, und wodurch sie sich allen Menschen verbindlich zu machen sucht, eine Seelengröße, die sie weit über ihre Schwestern erhebt; eine gewisse, hohe Würde der Tugend, die sie umstrahlt, und die auch den verwegensten Räuber der Ehre von ihr entfernen müßte, und ihr gutes Herz, das so ganz allen Menschen wohl will, mit dem Unglücklichen mitleidet, und selbst den hassenswürdigsten Bösewicht nicht verdammen kann — o verzeiht mir, Vater! ich kann nicht fertig werden. Ich beobachtete sie, näherte mich ihr; aber schüchtern floh sie mich, aus Furcht, nach dem gewöhnlichen Tone der Reichen einen erniedrigenden Antrag hören zu müssen. Wir wurden Freunde, und ihr Umgang ist die Gesellschaft eines Cherubs. Unsere Herzen wurden vertrauter, und Liebe — Liebe konnte ich länger nicht mehr verbergen. Ich gestand ihr den einzigen, allumfassenden Wunsch meines Herzens. Aber Sie — nein, wer Suschen nicht kennt, wird es nicht glauben — sie selbst, Vater! war

es, die mich bat, mit Thränen bey unsrer Freundschaft bat, diesen Wunsch aufzugeben. Das Schicksal, sagte sie, hat mich zu tief unter dich gebeugt. Ich eine arme, verachtete Magd, und du — — was würde dein Vater sagen?

Alle meine Vorstellungen, alle meine Betheurungen konnten sie noch nicht zufrieden stellen. Ihr, mein Vater, ihr selbst nur könnt das gute Mädchen besänftigen.

Harrusch, der glückliche Vater, wußte seine Freude kaum zu bergen; aus seinen Augen strahlte ein mattes, halb verloschenes Feuer, und jeder Funke, der noch in ihnen glimmte, entzündete sich von neuem, und durchfuhr alle Adern, wie ein elektrisches Feuer. Einer Pause des Entzückens konnte er nicht wehren, aber bald darnach sammelte er sich wieder, und sagte: Jüngling! du sprichst im Enthusiasmus der Leidenschaft. Man macht sich so gern in deinem Alter und in dieser Lage ein Ideal von Liebe; man hat das Bild seiner Phantasie vor Augen, und sieht den reelen Gegenstand seiner Liebe nimmer. Aber, vergib mir, ich bin alt, das Feuer meiner Jugend ist verloschen, und deine Empfindungen sind nicht mehr die meinigen; ich sehe also, wo du nur fühlst, und urtheile, wo du träumst; doch gesetzt, dein Bild, das du mir da von ihr machtest, ist so wahr, daß kein Zug der Phantasie mit einverwebt ist; aber dann hast

du noch nicht bedacht, was Suschen selbst dir eingewendet hat — sie ist arm und eine Magd. Die ansehnlichsten, die reichesten Töchter werden deine Hand annehmen, und ich — es ist nicht Geiz — aber ich sähe es doch lieber — — Wie, Vater, was saget ihr? Ihr — —

Ja, es wäre mir lieber, daß du des reichen Aarons Tochter — — —

Moses stand sprachlos und erblaßt da, zitterte, und sah starr vor sich auf die Erde.

Harrusch, der zärtliche Vater, bereute, daß er das Herz eines liebenden Jünglings gekränkt hatte, und wenn nun Susanna die Hälfte nicht von dem gewesen wäre, wie sie ihm Moses geschildert hatte, so hätte er nicht entgegen seyn können.

Was fehlt dir, mein Sohn! fing er an; sagte ich denn, daß ich durchaus deiner Wahl entgegen seye? Aber vernünftige Vorstellungen eines Vaters, dächte ich — Sieh! ich bin so reich nicht, als man mich hält, und kann dir also nicht so viel geben, daß du andern reichen Jünglingen gleich kommst. Mit Wenigem mußt du daher auch einen geringen Handel anfangen, und nach Jahren — wenn das Feuer deiner Liebe sich allgemach verzehrt, könnte vielleicht die Reue — — der Spott der Reichen — —

O nein, Vater! ich habe mich dagegen gerüstet. Die Einwendungen sind mir nicht neu; auch Suschen machte mir sie, aber sie prellten ab von meinem Herzen, wie die stürmenden Wellen des Meeres an den Felsen.

Kann man nicht glücklich seyn, ohne in Millionen umwühlen zu können? Mir genügte mit Wenigem, Vater! ich kann mit Wenigem glücklich seyn; was kümmert mich dann der Reiche? Gott, der die Herden unserer Väter segnete, wird auch meine kleine Habe segnen, und mich und mein Weib nicht darben lassen. Euren Segen, Vater! und Gottes Segen ist mir dann gewiß.

Den sollst du haben, sprach Isak, der entzückte Vater, in seiner ganzen Fülle, wie ihn der Herr dem Jakob gab. Komm in meine Arme, Sohn! ich konnte mir nicht so viel von dir versprechen, als du mir leistest Die Freude übermannt meine Kräfte.

Wer war nun glücklicher als Moses? — Der Gedanke, daß Susanna sein Weib seyn solle, strömte durch sein Herz, wie der Wohlgeruch der Myrten durch Salomons Seele floß an der Seite seiner Braut.

Ganz der Liebe geweiht war nun Moses Herz. Gedankenvoll schwärmte er in Feldern herum, und weidete sich in den Gärten und sammelte Rosen für seine Geliebte und duftende Kräuter für die, die sein Herz anbethete.

Es war an einem Morgen — einem der schönsten Frühlingsmorgen, als Susanna schon früh im Garten

war, und zu dem Gott ihrer Väter bethete. Prächtig glänzte die Sonne auf den hohen Thürmen der Stadt, und vergoldete die blendenden Spitzen, wie sie die Spitzen der Cedern vergoldet auf Libanons Höhen. Ruhe und Unschuld schmückten ihre Wangen, den Blumenbeeten ähnlich, wo der Gärtner Lilien und Rosen pflanzte. Ihr zum Himmel gestreckter Arm glich dem Elfenbein, mit dem die Kunst sich beschäftigt, und ihr vor Andacht schwellender Busen glich dem Waizenhügel, den Zephyre durchwehen. Die Sonne spiegelte sich in der edlen Thräne, die auf ihren holden Wangen zitterte, und die rein war wie der Teich zu Hebron am Thore der Fürstentöchter.

Freudig, wie das muntere Reh, blickte sie dann umher, und sah wonnevoll auf das Veilchen, das unter ihren Füßen blühete, wie die Taube, die auf den Zinnen des Schlosses von Libanon sitzt, und gegen Damaskus schaut.

Eine Lämmerherde schien auf ihrem Nacken zu weiden, und wie die goldenen Wogen des Nilstroms am hohen Mittage dahinströmen, so floß ihr goldgelbes Haar den schönen Nacken herunter.

Königstöchter standen beschämt vor ihr und der Granatapfel verbarg sich am Baume vor der Röthe ihrer Wangen. — Lieblich wie der Mond — rein wie die Sonne und sanft wie das Morgenroth, wenn

die Sonne noch hinter dem Karmel steht, war Moses Braut.

So ungekünstelt und schön fand Moses seine Geliebte, der nicht minder schön und edel war.

Die Schlingungen seiner Hüften waren wie Kettenwerk geschlungen durch des Meisters Hand; seine Größe war gleich dem Palmbaume, und sein Wuchs war schlank wie die Rebe. Sein Blick war der Blick eines jungen Hirschen auf düftenden Höhen, und sein Muth war wie der Muth eines Kriegsrosses, das gen Jerusalems Mauern zieht.

So war das Menschenpaar, das sich fand, sich liebte, und das die Gottheit vereinte.

Schon kam der Tag von Moses Verbindung Der geheiligte Talet war schon durch die Hand des Rabbi bereitet, und mit Wein gefüllt stand schon der Becher zum Hochzeittrank in der Synagoge.

Harmonische Töne erschollen in der Gegend, und begleiteten das Brautpaar in den häuslichen Tempel; schon segneten der Rabbi und die um sie versammelte Gemeinde die Verlobten, schon war der geheiligte Becher geleeret, und das Geschrey Maz-àou erfüllte schon die Mauern der Synagoge.

Moses Hochzeit war vorüber, und die glücklichsten Tage verlebte dieses vertraute Paar im Schooße

seiner Familie. Susanna gab bald ein Pfand ihrer Liebe, und Isak Harrusch dankte dem Himmel das Glück, seines Kindes Kinder zu sehen.

Zwanzig volle Jahre verlebten sie in ruhiger Eintracht, glücklich und zufrieden, bis in das ein und zwanzigste Jahr nach Moses Hochzeit eine schwarze Wolke des Unglücks sich über Harrusch's Haus zog, und Verderben und Unglück drohete.

Unergründlich sind die Geheimnisse des Ewigen; es leidet oft der Gerechte, und den Blitzstrahl des Verderbens schleudert oft das Verhängniß über sein Haupt, um die Stärke seiner Tugend zu prüfen. So erging es auch unserm Harrusch, der im Unglücke groß und edel wie im Glücke war.

Franz Raps war die Ursache von Harrusch's Unglücke. Es ist nöthig, daß ich das Gemählde dieses Menschen entwerfe, und unsern Harrusch eine Zeitlang verlasse.

Franz Raps war in Deutschland geboren, sein Vater war ein verdorbener Projektant, der die Welt um viele Tausende betrog, und seine Mutter eine Dirne, die die Hälfte ihres Lebens sich als Amme nährte, und daher sich jährlich hiezu fähig zu machen alle Mühe gab.

Alle Anlage, die ein sterbliches Wesen zum Bösen haben kann, war schon von erster Jugend an in Rapsens Seele. — Er log und stahl schon als ein Knabe, und war schon ein ausgebildeter Bösewicht im Kindeskleide. Viel mag die Art seiner Erziehung hiezu beygetragen haben, denn seit seinem achten Jahre war er immer unter dem unglücklichen Haufen der elendesten Menschen.

Ein junger Baron, der den Raps zu seiner Bedienung aufnahm, gab den letzten Pinselstrich seinem schwarzen Herzen, und vollendete das Meisterstück mit Farben, das bisher die Übrigen nur mit der Kreide entworfen hatten. Der Baron war ein Spieler, ein Wollüstling, ein Säufer, ein Nachtschwärmer; er konnte lügen und betrügen, und bildete Rapsen vortrefflich nach seinem Charakter.

Als der Baron das Opfer der Galanterie ward, und im Lazaret oder in einem Siechenhause starb, (denn er hatte sein ganzes Einkommen durchgejagt) entschloß sich Raps ein Eremit zu werden. Ich weiß auch nicht, durch welche Lüge er dieses Kleid erhielt; allein diese Lebensart ward ihm bald verhaßt, und er entschloß sich, als ein Pilgrim in der Welt herumzuziehen. Es gelang ihm; er besuchte die meisten Orte Italiens, gewöhnte sich an heuchlerische Mienen, und bildete sich zum vollkommenen Gleißner, und daher zum letzten Grad des Bösewichts.

Raps wanderte beynahe die halbe Welt durch, als er eines Tages ermüdet von der Beschwerlichkeit der Reise — entkräftet und krank — an der Straße sank, und ohnmächtig da lag. Ein reisender junger Kaufmann zog vorüber, und sah diesen Menschen liegen, sein Gefühl erwachte beym Anblick des Leidenden, er sprang aus der Kutsche, — brachte den Unglücklichen durch Stärkungen zu sich, und nahm den Elenden in den Wagen. In der nächsten Stadt hielt sich dieser junge Mann viele Tage auf, sparte weder Geld noch gute Worte, und wendete Alles an, was in seinen Kräften war, um diesen Menschen wieder vollkommen herzustellen.

Raps ward wieder gesund, und mit seiner zunehmenden Gesundheit nahm auch die Stärke seines leidenschaftlichen, verdorbenen Herzens zu. —

Wenn Raps einige Tage unthätig war, kein Laster ausübte, so hatte sein Herz hieran keinen Antheil, sondern nur seine geschwächten Fibern; mit den Lebenskräften der Natur stärkte sich auch seine Seele, die bisher nur im Schlummer lag, wenn sie nicht über Greuelthaten brütete.

Der junge Mann, der den Raps gutthätig pflegte, und wie der menschenliebende Samarit ihm begegnete, hieß Ismael, und war auch ein Jude, der aber die Grundsätze nicht vergaß, daß die Religion das Band seyn muß, Menschen zu vereinen, und

nicht Menschen zu trennen. Er that Alles, was Menschenpflicht war, und fragte sein Herz nicht, gegen wen er es that, genug, wenn der, der ein Gegenstand seines Mitleids war, die Bildung des Ewigen in seinen Gesichtszügen trug, genug für Ismael, wenn er Mensch war. —

Als Raps vollkommen gesund war, beschenkte ihn Ismael noch reichlich, umarmte ihn, und sagte: Thue, was ich gegen dich that, wenn du auch einen Unglücklichen antriffst, und es in deiner Macht steht, ihm zu helfen. Er schlang seinen Arm um Rapsens Schultern, und eine Thräne, geweint aus dem Bruderauge, floß auf Ismaels Wangen.

Geschäfte hielten Ismael noch einige Tage in der Stadt auf, binnen welcher Zeit Raps bald liederliche Gesellen seines Gleichen fand. Ein fürchterlicher Gedanke stieg in seiner Seele auf, und sein Herz brütete über das schrecklichste Unternehmen. Er entschloß sich, seinem Gutthäter auf der Straße vorzupassen, ihn zu morden und zu bestehlen. Er ist nur ein Jude, sagte er zu sich, was hat Das zu sagen; ein Verdammter, der ohnehin der Hölle Beute ist, und dessen Blut wie Kalbsblut fließen kann. Sein Gedanke reifte zur That, und 10 Spießgesellen des Lasters waren schon von Rapsen zum Vollzug gemiethet. Ein einziger unter ihnen hatte noch eine Menschenseele, und getraute sich Rapsen Vorstellungen zu machen. Bruder! fing er, an verzeih'

mir, ich bin ein großer Bösewicht, hab' manche Lasterthat ausgeübt; aber bey diesem Gedanken, den wir bereit sind auszuführen, macht mir mein Herz doch Vorwürfe. —

Sag' mir, Raps, wie kannst du denn einem Menschen das Leben rauben, der dich dem Tode entriß? —

Raps. Er ist ein Jude.

Ein Jude! — hat der Jude aufgehört Mensch zu seyn? bist du ihm minder Dankbarkeit schuldig? Ismael fragte dich nicht, wer du warst, als er dir Gutes that, er behandelte dich nur als einen Menschen, der nach Gottes Ebenbild geschaffen ist. —

Raps. Er ist ein Verdammter.

Ein Verdammter! — Weißt du nicht, daß Christus sagte, urtheilt nicht, damit nicht ihr geurtheilt werdet? und verdammt nicht, damit euch der nicht verdammt, der im Himmel ist! Wer kennt die Urtheile Gottes? Wer kann sagen: ich bin seiner Gnade würdig? wer seines Hasses?

Raps. Er ist ein Irrgläubiger.

Hat Gott den Irrgläubigen seine Geschenke versagt? Glänzt nicht die Sonne über die Scheitel des Persers, der in der Moschee der Gottheit opfert, wie über den, der in unserm Tempel bethet? Ist die Quelle minder erfrischend für den Mund des Israeliten als für den

unsrigen? — Blüht der Baum in Ismaels Garten nicht, wie in deinem? und ist der Apfel, den er trägt, nicht so schmackhaft, wie der deine? Du sollst deinen Nächsten lieben, sagte Christus, nicht, du sollst den Christen allein lieben: und als die Pharisäer ihn fragten, wer der Nächste sey, so erzählte er ihnen die Geschichte des gutherzigen Samaritaner. — Raps, sage mir: wer war dein Nächster, als du krank und verlassen da lagst, als Ismael sich deiner erbarmte? Sag', und wenn du Gründe hast, die die meinigen widerlegen, so will ich hingehen, und will mit dir morden.

Raps lachte über diese Einwürfe. Geh', Feiger! sagte er, du bist nicht würdig unter Männern zu seyn, wie wir sind. — — Sie ließen den armen Moralisten stehen, und eilten zur That. —

Der Religionshaß entsteht meistentheils aus bösem Herzen. Die meisten Menschen sind leidenschaftlich, stolz, und zur Verfolgung geneigt. —

Unsere Eigenliebe möchte dann gerne Entschuldigung und Rechtfertigung ihrer Handlungen finden, und entlehnt falsche Begriffe, um das Gewissen einzuschläfern. Abscheulich! der Jude ist Mensch, und Menschen zu achten, ist die erste Pflicht der Menschheit, die erste Pflicht der Religion. Der Christ ist so wenig berechtigt, einen Juden zu betrügen, als der Jude berechtiget ist einen Christen zu betrügen. Einem Juden spotten, ihn

seiner Religion halber lächerlich machen, ist Grausamkeit und Sünde wider den Nächsten. —

Ist er irrgläubig, so verdient er nicht meinen Haß, sondern mein Mitleiden. Mein sanftes Betragen gegen ihn, meine Menschlichkeit, meine Nachsicht, meine Liebe werden eher Bekehrungsbeweggründe für ihn seyn, als mein Haß und Spott.

Der Mensch muß sich immer in die Lage des andern setzen. Wenn uns nun auch das Schicksal in dieser Religion hätte geboren werden lassen; wenn man uns nach diesen Grundsätzen, nach diesem Lehrgebauch erzogen hätte, würde es uns lieb seyn, wenn man uns so behandelte? Sind Verfolgungen die Mittel, wodurch sich der Christ liebenswürdig macht, wodurch er die Begriffe erhöht, die man von ihm haben soll, und die er Andern einzuflößen durch seinen Umgang schuldig ist? —

Ich wollte, die Menschheit könnte alle jene Thaten auf ewig vergessen, wodurch man die Nächstenliebe beleidigte. —

Man schor manchem Juden die Hälfte des Bartes ab, steckte andern Schweinsbraten oder Speck in die Tasche. —

Wozu Das? Ist der Jude nicht ehrwürdig, der den Gesetzen seiner Väter gemäß handelt? Verdient er Verachtung — Spott? nein, es ist Spott für uns,

wenn wir uns zu solchen Handlungen erniedrigen, und die Menschheit so beleidigen können. —

Laßt den Juden seyn, und betrachtet an ihm nur euren Nächsten, predigt ihm eure Religion durch eure Aufführung, bethet für ihn zum Allvater, und laßt die Lenkung seines Herzens dem Allgütigen über! —

Die fürchterlichsten Folgen begleiteten seit Jahrhunderten die Menschen, die sich gegenseitig aus religiösen Meinungen haßten. Ströme von Blut floßen unter den Menschen, und entheiligten die Altäre des Gottes der Liebe und des Friedens. Mich däucht, ich höre noch die Stimme des Rabbi David ben Anrou, mit der er der Menschheit so mächtig zurief:

Mächtigster der Erden! zu dir erhebt der Niedrigste der Menschen seine Stimme, und der nun in Fesseln schmachtet und doch bestimmt war zu herrschen, der unglückliche Ben Anrou wagt es, vor deinen Thron hinzutreten, die Menschheit anzuflehen, und dich bey der Gottheit zu beschwören, ein herumirrendes, verlassenes Volk nicht zum Opfer der Grausamkeit zu machen; sey nicht Tiger gegen Die, die Menschen wie du sind, und mißhandle nicht, wie schändliche Thiere, Die, welche die Züge der Gottheit, wie du, tragen.

Mir, meine Nachkömmlinge Davids und Ezechias, mir gebührte gleiches Recht, wie den Königen, aber mein Schicksal warf mich vom Throne. Die hei-

lige Arche ist nicht mehr — die Starken Israels sind im Grabe, nur ich lebe noch, und bin der König elender Sklaven, die man zum Tode führt. Von den Höhen des Libanon zeigt sich noch meinem Auge unter dem Schatten der Cedern das Heiligthum der Gottheit, Salamons Tempel. Mein schaudernder Blick ist geheftet auf seine Ruinen, ich sehe, wie sich die Völker verschwören über den kleinen Rest der Unglücklichsten der Menschen, ich sehe Welttheile aufstehen, um wehrlose Sonnenstäubchen zu zerdrücken.

Ich wollte mich nicht beschweren, ihr Könige der Erden! Ich wollte euer Schwert küssen, das noch vom Blut der Meinigen geröthet ist, wenn ihr doch Ursache hättet, diese Atomen zu zerstören. Sagt, haben sie eure bürgerliche Ordnung gestöret? Haben sie eure Thronen erschüttert? Haben sie es gewagt, dem Diadem zu nahe zu treten? So sprecht, und ich will eure Urtheile als Gottes Gerichte ansehen, wenn ihr aber den Meinigen keine andere Schuld zur Last legen könnt, als daß sie Jakobs Abkömmlinge sind, so sey Erbarmen über sie, und nicht Fluch über die, die den Gesetzen ihrer Väter noch treu sind.

Aber was nützt meine Vorstellung, was nützen meine Thränen? die Verläumdung breitet noch immer alle Schandthaten über uns aus, und beschuldiget uns als Werkzeug jeder Verbrechen. Des Feindes Wuth zerstört eure Grenze, und man beschuldigt uns seiner

Grausamkeiten. Ein Mörder würgt einen der Eurigen, und wir werden über seine Mordthat angeklagt; die Pest streut vergiftete Dünste über eure Länder, der Mehlthau vergiftet eure Brunnen, und ihr waret grausam genug, die Zufälle des Himmels uns zur Schuld zu legen. Wenn die Sterne sich aus ihren Kreisen drängen sollten, so werdet ihr uns auch hierüber anklagen, und die Wirkungen der Natur wird man zum Verbrechen der Israeliten machen.

Die grausamsten der Laster, an denen keiner der Meinigen Schuld hat, belasten den Unschuldigen mit Ketten. Schon schleppen sie ihn zu den schrecklichsten Martern. Man begnügt sich nicht, unser Volk mit den härtesten Auflagen zu drücken; man gibt noch überdieß unser Leben den ersten Fanatikern preis *). Die erfinderische Einbildung ersinnt Martern und Qualen für uns, die die Natur verabscheut. Hier fließt Blut unter dem Schwerte; da krachen zerschmetterte Knochen

*) Die Annalen von Bretagne liefern uns über diesen Gegenstand die traurigste Bemerkung. Diese Staaten beschloßen im Jahr 1239, daß Der, welcher von einem Juden Geld entlehnet, solches nicht mehr zurückbezahlen durfte, und daß Der, der einen Hebräer ermordete, für keinen Mörder angesehen wurde.

D'Argentré hist. de Bretagne liv. 4. ch. 23.

Wie grausam dieses Gesetz ist, — wie sehr es die Menschheit beleidigt, braucht wohl keiner weitern Bemerkung.

unter dem Rade; dort lodert die Flamme von Scheiterhaufen auf — — — Verzweiflung und Tod empörten nie unsere Zunge zum Fluch wider die Gottheit.

Sind wir denn nicht Menschen, wie ihr, und seyd ihr nicht Christen, deren erstes Gesetz Menschenliebe seyn soll? Wollt ihr diese heiligsten Pflichten nicht erfüllen, so seyd zum wenigsten Menschen, behandelt uns so, wie uns ein Jeder behandeln würde, dem die Natur nur einen blassen Schein des Lichts der Vernunft gab — der keine Religion haben würde, die ihn führte, und keine Offenbarung, die ihn leitete — nur um das bitten wir euch.

Wenn euch der Himmel mehr geliebt hat, als uns, wenn er euch das Licht des wahren Glaubens gab; seyd ihr berechtigt, uns zu hassen, die wir dieses Geschenk des Himmels nicht haben? Euer Glaube sagt nur, daß ihr für die Ungläubigen bethen, — nicht daß ihr sie hassen und verfolgen sollt.

Sagt, können wir wohl nach der allgemeinen Verfassung Menschen seyn, ohne mit Menschen Umgang zu haben? Können wir in einer Gesellschaft leben, ohne mit dieser Gesellschaft im Verhältnisse zu stehen? Was heißen also eure Blutgerüste, die ihr unsertwegen errichtet habt? Laßt ihr also eure Henker entscheiden, was wir in der menschlichen Gesellschaft sind? Sind wir eure Feinde, so begegnet uns doch

mit gleichen Waffen; die Rechte der Natur fordern diese Billigkeit; sind wir Unterjochte, Besiegte, so vergesset doch die Pflicht des Sieges nicht, den Besiegten menschlich zu behandeln. Ist es euch eine Ehre, ein schutzloses Volk noch mehr zu verfolgen, und ist euer Triumph groß, wenn ihr den noch verwundet, der schon halb todt zu euren Füßen liegt? Sind wir Bürger des Staats, so urtheilt über uns nach euren Gesetzen; und wo ist das Gesetz, das die Mißhandlungen billigt, die ihr uns zufügtet? — Seht ihr uns als wilde Völker an, so behandelt uns nach den Gesetzen der Natur.

O ihr Mächtigen! lasset die Stimme der Natur zu euren Thronen dringen, hört sie, die einzige, die unsere Vertheidigung über sich nimmt; höret nicht die Stimme des Vorurtheils, sondern die Stimme eures Herzens! Spielt nicht mit unserm Leben, nicht mit unsern Gütern, denn der Allvater der Natur hat Beydes in eure Hände gelegt, und wäre es wohl edel, die Gewalt zu mißbrauchen über ein Gut, das er euch anvertraute? Denkt, wir sind die Schwachen unter dem Schutz der Stärkern; ist die Stärke edel, wenn sie sich gegen den Schwachen zeigt? —

Verzeiht mir, ich rede für Menschen, nicht für vorurtheilsvolle Köpfe, nicht für blutdürstige Herzen, die sich mit Menschenblut mästen, wie die Poppen im Tempel des Saturn.

Betrachtet die Erniedrigung der Menschheit unter den Unsrigen. Ausgeschlossen von allen bürgerlichen Rechten, müssen wir in den meisten Plätzen Europens uns mit dem Handel fortbringen; der Handel ist sicher das einzige Mittel, das uns übrig bleibt, uns zu nähren; und dann wundert man sich, daß es Betrüger unter uns gibt. Welches Geschäft ist mit mehr Gefahr für den sittlichen Charakter verbunden, als die Handlung. Werfet nur einen Blick auf die Eurigen selbst, und seht, ob Das, was man Routine in der Handlung nennt, die Bleywage der prüfenden Rechtschaffenheit aushalte.

Welche Erhabenheit des Charakters, welche sorgfältige Bildung der Seele erfordert dieses gefahrvolle Unternehmen! — Was Wunder denn, wenn Menschen auf Irrwege gerathen, und aus Umständen böse werden! Ist es denn minder ungerecht, wegen eines Theiles das Ganze zu beschuldigen? Denkt doch, daß wir immer auch Menschen bleiben, daß der größte Theil unter uns, wie unter euch, arm und elend ist. Mangel an Erziehung, Armuth und Elend können den Menschen leicht böse machen. Euch stehen tausenderley Erwerbswege offen, uns nur Einer; was Wunder denn, wenn der Dürftige oft seine Zuflucht zum Betrug nimmt? —

Glaubt mir, ich vertheidige den Betrüger nicht, aber auch der Betrüger — obgleich strafbar — bleibt

immer Mensch, und ein gerechter Richter vergißt niemahls, was Umstände aus Menschen machen können.

Der Jude hat Bedürfnisse, wie der Christ; er hungert und dürstet; er hat Gefühle der Freundschaft und Liebe; unsere Weiber, unsere Kinder sind uns werth, wie auch die Eurigen; wir leiden, wenn wir sie schmachten sehen, wie ihr, und wünschen sie zu nähren, und wünschen für sie zu gewinnen. Wenn uns nun tausend Arten des Gewinns abgeschnitten sind, nur eine einzige davon übrig bleibt, und diese noch sehr begrenzt, wie unser Handel ist; ist dann die Folge nicht natürlich, daß Mancher von uns nicht allezeit handeln wird, wie er sollte.?

Ich wiederhohle es: ich vertheidige den Wucher, den Betrüger nicht; aber auch dieser Betrüger, wenn er auch ein Jude ist, ist nicht allzeit ein Bösewicht. Was vermag Armuth, was zuweilen Gewinnsucht über den Menschen?

Seyd gerecht; untersuchet die Lage des Menschen, ehe ihr über ihn urtheilet, und sehet, ob eure Ansprüche gegen uns nicht zuweilen übereilt waren! Wir sind Menschen, wie ihr, fähig, große Tugenden und große Laster auszuüben; Umstände und Erziehung bilden unsere Seelen, wie die Eurigen: mit einem Worte, als Menschen sind wir euch ganz gleich: nur unsere Religion und unser Verhängniß unterscheiden uns, und

eben Das, was uns von Euch unterscheidet, soll uns mit euch vereinigen.

Euer Glaube, ihr Christen! gebiethet euch allgemeine Nächstenliebe — eine Liebe, die sich durch kein Wort beschränkt, durch keinen Nahmen ausnimmt — eine Liebe, deren göttlicher Strahl vom Anfang der Sonne bis zum Untergang alle Zonen durchströmt, und Alles wohlthätig zusammenkettet, was Mensch heißt. Unser Anspruch auf eure Liebe ist gerecht, und gründet sich selbst auf eure heiligen Gesetze. Sollte es aber einige unter euch geben, die uns als Feinde der Christen betrachten, so erinnert ihr sie, ihr Edlern! erinnert sie der Lehre eures sterbenden Meisters, der noch am Kreuz seinen Feinden verzieh, der sich nicht rächte, wenn er gleich die Macht hatte, sich zu rächen, und der es seinem Jünger verwies, daß er das Schwert zog.

So vereint uns eure Religion als Menschen mit euch; so bringt uns unser Verhängniß eurem Herzen näher.

Mitleid erwecken unsere Umstände, Erbarmen unsere Lage; seyd Menschen, das ist eure Pflicht, und überlaßt das Uebrige dem Allvater der Sterblichen! —

So däucht mich, daß einst David Ben-Anrou sprach; so däucht mich, daß die Vernunft noch spricht, hörbar für den, der gewohnt ist, ihre heilige Stimme zu hören. Aber wie ungefühlt gleiten meistentheils die

edelsten Gründe der Vernunft über Herzen hin, die das Vorurtheil versteinert hat. Dank sey dem Unendlichen daß doch einmahl die Sonne der Menschheit und der Vernunft die Finsternisse zerstreut haben, die einst Europa in die schwärzeste Decke der Nacht verhüllten, in der man es zur Tugend machte, Menschen zu tödten, und Verdienste sich vor dem Allmächtigen zu sammeln glaubte, wenn unser Schwert des Irrgläubigen Brust durchstieß.

Nach einer zuverläßigen Berechnung verlor die Welt durch den Religionshaß 3,3095 290 Menschen — eine schaudervolle Anzahl unglücklicher Opfer des Fanatismus, worüber das Menschenherz zurück schaudert, die Religion ihr trauerndes Antlitz verdeckt, und der Gott der Liebe und des Friedens aufrufen möchte: es gereuet mich, den Menschen geschaffen zu haben. Allein, da das Menschengeschlecht stufenweise zu ihren Erkenntnissen steigt, so weht nach solchen fürchterlichen Stürmen der sanfte West des Menschengefühls langsam durch die verwüsteten Gegenden; Blumen des Friedens düften dort, wo vormahls Dörner der Zerstörung standen, und die Huldgöttinnen der Menschheit winden an Rosengesträuchen Blumenkränze, um im Tempel der Bruderliebe Feste der Menschheit zu feyern.

So schön und edel alle diese Gründe sind, so sehr sie jedes Menschenherz nothwendig fühlen muß,

so wenig ist manche Seele hiezu empfänglich, und unter diese war Rapsens Seele zu zählen.

Er war taub der Stimme der Menschlichkeit, die so dringend in sein Herz flüsterte, das einer verwitterten Eiche ähnlich war, die der Herbst schon entblättert hat, und an welcher kein Laub mehr hängt, das noch in einer sanften Herbststunde ein Zephyr bewegen kann.

Mit dem Herzen eines Tigers, der nur auf Beute lauert, wartete Raps an der Heerstraße.

Es war Abenddämmerung; die Sonne warf nur noch einige schiefe Strahlen durch den Tannenwald, dessen hohe Wipfel die Abendröthe in Rosenroth färbte. Feyerliche Stille herrschte schon durch den Wald, und außer der Amsel sang kein Vogel mehr. Dort und da flatterte schon eine Fledermaus durch die Luft, und Frösche quackten im benachbarten Teiche, und sangen ihr einschläferndes Lied aus rauher Kehle im Sumpfe.

Ismael saß ruhig in seiner Kutsche, und seine reine Seele nahm Antheil an den Schönheiten des Abends. Das Posthorn tönte schon durch den Wald, und war schon hörbar für Rapsens wachendes Ohr. Er lauerte im Hinterhalt, und wie Wölfe unter eine Lämmerheerde stürzen, so stürzte Raps mit seinen Gehülfen auf Ismael. Sie tödteten seinen Diener,

rissen den Unglücklichen aus der Kutsche, und mißhandelten ihn auf das Unbarmherzigste. Raps hatte schon Alles ausgeplündert, und Ismael lag im Blute auf der Straße, da näherte ihm sich noch der Bösewicht, und schrie ihm ins sterbende Ohr: Jude! ich bin der, den du gerettet hast. Ismael öffnet noch einmahl bey dieser Stimme sein Aug' gegen ihn, und Thränen verwischten die Tropfen des Todtenschweißes, der auf seinen Wangen lag. Dein Gott möge es dir verzeihen, sprach er mit sterbendem Tone, wie ich dir verzeihe. Ismael schloß seine Augen, der Mond glänzte das letzte Mahl auf seinem sterbenden Antlitz, und verbarg sich hinter schwarzen Wolken. Blitze ließen sich am Himmel sehen, ein Gewitter, schwarz wie die Nacht, stieg am Horizonte auf; der Sturmwind sauste, und Donnerschläge rollten fürchterlich durch den Wald. Es schien, als hätte sich die Natur über den Unmenschen entsetzt, und Elemente zur Rache der beleidigten Menscheit aufgefordert. Raps flüchtete sich in eine Felsenhöhle, geschaffen für Schlangen und Menschen, wie er war.

Bis gegen Mitternacht heiterte sich der Himmel wieder auf, und ein armer Taglöhner, den das Gewitter überfiel, und ihn hinderte, nach seiner Hütte zurück zu kehren, trug freudig sein Bündel Holz auf dem Rücken, und eilte seinem Dorfe zu. Dieser alte, ehrliche Landmann stieß auf Ismael, der in seinem Blute ohnmächtig da

lag. Sogleich warf er seine Holzbürde von sich, und pflegte den armen Verwundeten. Ohne sich viel zu bedenken, zog der Taglöhner sein Hemde aus, zerriß es in Stücke, und verband Ismaels Wunden. Nach einer Weile hob er ihn auf seine Schultern, und trug ihn seiner Hütte zu.

Des armen Taglöhners Weib verließ ihr eigenes Bett, und legte den Kranken darein. Der benachbarte Bader, der ein gutherziger Mann war, wurde geholt, und wandte Alles an, um den Verwundeten herzustellen.

Nach einigen Stunden kam Ismael zu sich, sah die gutherzigen Leute um ihn versammelt, und reichte ihnen seine noch mit Todesschweiß benetzte Hand. Ein Händedruck sagte ihnen, wie sehr und wie warm er dieses edle Betragen fühle. Nach einigen Tagen, als Ismael wieder sprechen konnte, erzählte er dem Taglöhner seine Geschichte. Dieser weinte bitterlich, und sagte oft: O könnte ich die Ungerechtigkeit durch mein Betragen wieder gut machen, die dieser Barbar dir angethan hat. Verzeih, ich kann dir nicht mehr geben, als was ich habe. Ich bin ein armer Mann, aber am guten Willen fehlt es mir nicht; hätte ich mehr, so wollte ich mehr für dich thun.

Du thust nur zu viel für mich, erwiederte Ismael; weißt du denn nicht, daß ich ein Jude bin? Ein Jude oder ein Türke, versetzte der Taglöhner; du

bist ein Mensch. Nach meiner Religion stellt jeder Unglückliche meinen Gott vor; was ich meinem Nächsten thue, das thue ich ihm, und ich will mir nicht am Tage des Gerichts sagen lassen: ich war durstig, und ihr habt mich nicht gelabt; ich war hungerig, und ihr habt mich nicht gespeiset; ich war nackt, und ihr habt mich nicht bekleidet. Meine Religion ist kurz: Liebe Gott über Alles, deinen Nächsten wie dich selbst — dieses sind meine Grundsätze — dieses ist die Richtschnur meiner Handlungen.

So sagte der Taglöhner, und pflegte den Juden wie seinen Sohn. Allein ungeachtet aller Pflege, die man in so einem Orte auf ihn verwenden konnte, wurden Ismaels Wunden gefährlich; der Bader zweifelte an seinem Aufkommen, und nach fünf Tagen fühlte auch selbst Ismael die Annäherung seines Todes. Er bat den armen Taglöhner, ihm Davids Psalmen vorzulesen, der solches auch that; und vom Schulmeister eine Bibel entlehnte, und als er auf die Stelle kam: unsere Seele harrt auf den Herrn, denn er ist unser Helfer und Beschirmer, so starb Ismael.

Der arme Taglöhner beweinte ihn von ganzem Herzen. Er ging zu Gericht, und bat, daß man ihm erlauben möchte, Ismaels Leichnam, weil es wegen seiner Begräbniß ohnehin Umstände haben könnte, in seinem Garten zu begraben. Er erhielt die-

se Erlaubniß, und der Taglöhner machte zu Ende seines Gartens, wo eine große Linde stand, eine Grube, legte Ismaels Leichnam hinein, und pflanzte wilde Rosen um den Grabhügel. Der Pfarrer ließ eine Urne machen, und setzte sie auf das Grab mit der Inschrift:

Mitmensch, Jude Ismael, ruhe im Frieden!

Des Taglöhners Kinder spielten oft in dieser Gegend, und wenn im Frühjahr Blumen blühten, so wanden sie Kränze und sagten: Kinder! laßt uns das Grab des Ismaels zieren, von dem uns der Vater so oft erzählte.

In Ismaels Kleidung fand sich noch ein Beutel mit hundert Dukaten, die ein Zufall Rapsens Klauen entrissen haben mußte, und die man nicht eher fand, als nach seinem Tode, denn der Taglöhner bekümmerte sich nicht um Lohn. Diese brachte der ehrliche Taglöhner zu Gericht. Der Richter wollte sie ihm für die Pflege vollkommen zuerkennen, aber der Gute nahm nicht mehr als die Hälfte an, und bath, die andere Hälfte als einen Preis demjenigen zu bestimmen, der einen armen unglücklichen Juden, der in dieser Gegend reisen soll, Gutes thun, und ihn menschlich behandeln würde. Von den fünfzig Dukaten bezahlte der Taglöhner den Bader, vertheilte hundert Gulden unter die Armen und behielt nur den Ueberrest, den er seinen Kindern zum Erbtheil mit dem Ausdruck be-

stimmte, jedem Menschen, ohne Unterschied der Religion, nach Möglichkeit Gutes zu thun.

Seit dieser Zeit war auch dieser gute Mann glücklich, der Segen des Himmels lohnte sein wohlthätiges Herz, und Gedeihen war in seinem Hause. Er lebte die glücklichsten Tage, ward alt, sah Kindeskinder, lebte ein vergnügtes Alter, und entschlief ruhig an einem Frühlingsabend in der Gartenlaube, nahe an der Grabstätte, wo Ismaels Gebeine moderten. Sterbend wandte er noch seinen Blick dorthin, und sprach zu seinen Kindern: Ihr Lieben! laßt euch nie eine gute Menschenthat gereuen, denn sie lohnt mit einer so süßen Freude. Mich däucht, ich sehe Ismaels Schatten, wie er beym Allvater für mich bittet, und der mir gütig zuwinkt. Ich war krank, und du hast mich gepflegt: komm, ich will dir's vergelten. So sprach der Taglöhner, sein Aug' schloß sich, und lächelnde Zufriedenheit war noch auf seinem sterbenden Gesichte.

Mittlerweile, als dieses alles geschah, wandelte Raps in den Wäldern herum, wie der Wolf, der noch blutig von der Beute ist, die er opferte. Tausend Gelüste erwachten in seiner Seele, und er berechnete schon sorgfältig die Genüsse, die ihm seine Eroberung verschaffen sollte. Als der Morgen wieder grauete nach der grausamen Nacht, in der Raps die schwärzeste der Thaten verübte, lagerte er sich unter einem einsamen Ei-

chenbaume, der auf einer Anhöhe stand, und sah nach der Stadt, die in einer Entfernung vor ihm da lag.

Dort, sprach er, dort, in diese Werkstätte menschlicher Laster und Bosheiten — dort will ich hin; dort will ich Größe und Vergnügen suchen. Geld hab' ich — was brauch' ich mehr? Niemand fragt mich, woher ich es habe, wenn ich mich nicht selbst verrathe. Dort werden Verdienste nach dem Beutel, und das Ansehen nach der Kleidung berechnet. Die Befriedigung jeder meiner Wünsche verschafft mir dieses Metall; — ich will hingehen, und will es nützen.

So sprach Raps, und kam nach Lissabon.

Einige Zeit wohnte er in einem Gasthofe, führte sich prächtig auf, und bekam viele Besuche.

Wer Geld hat, Tafel und Spiel gibt, bekommt bald Freunde. Ein guter rechtschaffener Mann heißt's — auf seine Gesundheit! Es lebe unser Mäcen! — Der Champagner fließt durch die Kehlen, und erzeugt Umarmungen der Freundschaft, die so flüchtig wie sein Geist sind. Künstler, die meistentheils betteln müssen, nähern sich ihm in demüthiger Stellung, und Kraftgeister zittern im Vorzimmer in zerrissenem Rocke mit ellenlangen Manschetten.

Das ist der gewöhnliche Gang der Welt. Man beurtheilt den Menschen meistentheils nach dem Aeußer-

lichen. Eigenliebe und Interesse verblenden unsere Augen, und so sehen wir oft Manchen als groß an, der klein ist. Mancher Schurke lebt in der Welt ruhig und glücklich, wenn er nur so viel Weltklugheit besitzt, einen Bösewicht von feinerer Art zu spielen, für welche es in sehr wenig Staaten Strafgesetze gibt.

So ging es dem bösen Raps. Auf Unkosten des armen Ismael kleidete er sich nun prächtig, hielt sich Diener und Wagen, und spielte in den Augen des Pöbels, der den Menschen immer nach dem Aeußerlichen beurtheilt, eine sehr ansehnliche Rolle. Manchmahl stieg freylich ein trauriger Gedanke in seiner Seele auf, und machte ihm heimliche Vorwürfe über seine That; er beruhigte sich aber bald wieder, indem er zu sich sagte: es war ja nur ein Jude.

Für die Menschheit ist nichts gefährlicher, als ein irriges Gewissen; und es gibt doch so viele. Unsere Eigenliebe gibt bald der schlimmsten That einen Firniß von Gutem, und wir beruhigen uns über Schandthaten, die wir verübten. Wäre das nicht, so wäre mancher Reiche, der so ruhig auf seinen Geldsäcken sitzt, die der Raub von tausend Familien sind, ein Räthsel in der Natur.

Raps war lange in Lissabon, und frequentirte sehr gute Gesellschaften; da er aber manchmahl einen Blick auf seine Kassa warf, so sah er traurig, wie

sein Geld dahin schwand, und dachte daher auf Mittel, es zu vermehren.

Rauben und morden, sagte er sich, ist nicht das Werk eines jeden Tages; man kommt auch nicht allezeit so glücklich durch als ich; auch reisen nicht immer so reiche Juden, wie Jsmael, also bin ich schon genöthiget, mich um andere Erwerbsmittel umzusehen. Arbeiten will ich nicht — kann auch nicht, denn ich war's von Jugend auf nicht gewohnt: was bleibt mir also übrig? — Was? — Das Handwerk eines Abentheurers. Dieß besteht in Spielen, in der Geschicklichkeit, gutherzige Leute zu bevortheilen, sich in die Häuser einzuschleichen, Liebeshändel zu machen u. s. w., mit einem Worte, in Allem, wodurch man auf fremde Unkosten kann genährt werden.

So dachte Raps, und entschloß sich, seinen Plan auszuführen.

Als Raps ganz gedankenvoll in einem öffentlichen Spaziergange so einherging, machte ihn gählings der Anblick eines sehr schönen jungen Frauenzimmers aufmerksam. Ihr schlanker Wuchs, ihr edles Auge—Alles reitzte in ihm die Neugierde, die schöne Freundinn zu kennen. Sorgfältig erkundigte er sich, und erfuhr, daß es Sarah sey, das Mädchen Harrusch's, die Tochter eines reichen Handelsmannes. Sogleich suchte er Gelegenheit, in Harrusch's Haus zu kommen, und un-

ter dem Vorwand eines Juwellen-Handels ließ er sich bey selbem als Chevalier de la Raps melden.

Harrusch, der jeden Menschen gut empfing, war auch so bey de la Raps Besuche. Er begegnete ihm mit der Achtung, die er glaubte, einem Manne von Stand und Erziehung schuldig zu seyn. Raps nahm seine Gleißnerlarve vor, und spielte die Rolle eines Tartüffs so herrlich, daß er, ich weiß nicht wie, Harruschs geheimster Freund wurde, der täglich in Harruschs Hause war. Bisher verbarg Raps noch seine Absichten auf Sarah mit aller Sorgfalt, um nicht den geringsten Verdacht wider ihn zu erwecken. Er lebte so ordentlich, so eingezogen, daß Harrusch glaubte, Chevalier de la Raps wäre der edelste der Menschen.

Der gute Mensch wird mehr als einmahl in seinem Leben getäuscht: er muß sich auf das gefaßt machen, denn da es zum Charakter des Guten gehört, Jeden nach sich zu beurtheilen, so ist die nothwendige Folge, daß er in dem Verhältnisse von 10 neunmahl betrogen wird. Freylich wird man mit dem besten Herzen in der großen Welt nichts Mehreres als ein guter Schafskopf seyn;- aber was thut das zur Sache? Auf höhern Graden der Stufenfolge sieht man nicht zurück, sondern vorwärts.

Harrusch hatte nach einem Umgange von einem vollen Jahre alles Zutrauen auf de la Raps. Oft

dankte er dem Himmel für die Bekanntschaft eines so edlen und rechtschaffenen Mannes.

Eines Tages, als Harrusch an der Seite seines vermeintlichen Freundes saß, als sein Herz voll der seligsten Menschengefühle überströmte, als sich das Innerste seiner Seele bewegte, Thränen aus seinen Augen rollten, und zärtliche Umarmungen das Siegel der Freundschaft waren, — in diesem Augenblick entdeckte sich Harrusch ganz gegen seinen Freund, und äußerte sich, daß er Lissabon gern verlassen möchte, weil die Gesetze die Freyheit der jüdischen Religion in Lissabon ihn sehr beschränkten. Raps umarmte seinen Freund, billigte seinen Vorschlag, und entdeckte ihm unter der heiligsten Zusicherung der Freundschaft, als dem größten Beweise seiner Aufrichtigkeit, daß er auch ein Jude wäre, den aber Umstände genöthiget hätten, seine Religion zu verbergen. Um die Sache noch wahrscheinlicher zu machen, zeigte er ihm noch einige Papiere, die er von Ismaels Raub noch übrig hatte; nannte sich selbst Ismael, und bethörte den Harrusch auf's abscheulichste.

Nun ist es Zeit, dachte Raps, sich des günstigen Augenblicks zu bedienen; noch ist Harrusch's Seele in Begeisterung; das Eisen muß geschmiedet werden, während es noch warm ist. Raps machte den Vorschlag, Lissabon zu verlassen, und nach England zu

segeln. Harrusch willigte ein, und überließ seinem Freunde de la Raps die Sache zu besorgen.

Harrusch ganzes Vermögen war bereits zu Geld gemacht, Raps hatte schon ein Schiff gemiethet, und des Juden ganzer Reichthum war schon auf selbes gebracht, der Tag zur Abreise bestimmt, und Harrusch und seine ganze Familie betheten die Nacht durch zum Himmel um seinen Segen und seinen Schutz.

Als der Morgen des Tages graute, der zur Abreise bestimmt war, kam Raps zu Harrusch ins Zimmer. Erlaube mir, sagte er, ich will Sarah, deine Tochter, einstweilen ins Schiff führen; komm du mit deinem Weibe nach, dann dein Sohn und deine Schwiegertochter.

Ohne Vermuthung des Bösen, unschuldig wie das Lamm an der Hand des Menschen, der es zur Schlachtbank führt, folgte Sarah dem Freunde ihres Vaters. Sie stieg ins Schiff — aber erstaunt schrie sie auf, als selbes sich vom Ufer trennte, und ohne ihre Familie zu erwarten, schon weit in der See war. Wo ist mein Vater? schrie sie, wo meine Freunde? — Im Kerker, schrie Raps; du wirst sie nicht mehr sehen! Beuge dich unter die Gewalt — du bist in der meinigen. Sarah sank leblos zu Boden. Raps ließ sie in das unterste Behältniß des Schiffes tragen, und eilte mit Harrusch's Tochter und Vermögen davon.

Als der Vater mit seiner Familie ans Ufer kam, so wurde er von Soldaten umrungen; wie ein Bösewicht mit Ketten gefesselt und in den Kerker geschleppt; denn Raps gab ihn als Ismaels Mörder bey der Gerechtigkeit an, und lieferte Beweise zu Gericht, die die Beweise des Bösewichts selbst waren.

Vergebens waren Thränen; vergebens Umarmungen; man hörte die Stimme der Unschuld noch nicht; man kannte noch nicht die Bosheit des teuflischesten der Menschen — denn Harrusch's Schicksal war vor den Augen der Gerechtigkeit noch ein Geheimniß.

Sarah erwachte von ihrer Ohnmacht, und Angst und Schrecken bemächtigten sich ihrer Seele. Wo bin ich? schrie sie auf, ich arme Verlassene! wo ist mein Vater? wo mein Bruder? Dann stieg sie die dunkle Treppe hinauf, und mit wankenden Schritten, einer Sterbenden ähnlich, näherte sie sich ihrem Verführer. Grausamer! fing sie an, schlägt wohl ein Menschenherz in deinem Busen unter dem Schein der heiligsten Freundschaft? hast du dich in unser Haus geschlichen, um die elend zu machen, die dich aufnahmen? Ist es dieses elenden Geldes willen, daß du dich so sehr unter die Menschheit erniedrigtest? Warum hast du dich dieser Beute nicht bemächtigt? Warum mußtest du noch Laster auf Laster häufen? Warum ein Mädchen so grenzenlos elend machen? Gib mir meinen Vater wieder! Hast du denn keinen Vater gehabt? oder hat dein Herz nie gefühlt,

was kindliche Liebe ist? Gib mir ihn zurück, glaube mir, wir wollen dir gern unser Vermögen überlassen, schenken wollen wir dir's, sey doch Mensch, und laß dich erweichen! So sprach Sarah, und Thränen flossen über ihre Wangen herunter; ihre Brust hob sich unter Seufzern, und ihre Arme rangen sich zum Himmel mit zur Erde gesenktem Haupt. Wie eine Verurtheilte stand sie da vor dem Bösewicht, und trocknete mit ihren Haaren die Thränen von ihrem Auge, die unabläßig dahin strömten. Rapsens Herz fühlte aber nicht den geringsten Eindruck bey dem Anblick der Leidenden. Mit unbewegtem Auge sah er sie an, lächelte und rümpfte die Nase. Neuer Schmerz bemächtigte sich der armen Sarah. Wenn denn kein Gefühl in deiner Seele mehr ist, wenn die geringsten deiner Fibern schon ganz in der Gewalt der Bosheit sind, fuhr sie fort, wenn jeder Blutstropfe sich in deinen Adern wälzt, und dein Herz erwärmt, um Schandthaten auszuüben, wenn die Thränen der Unschuld fruchtlos bey dir fließen, wenn dein Ohr die Seufzer der Unterdrückten nicht mehr hört, so sey Der mir gnädig, der im Himmel ist, ihn fleh' ich nun an, ich armes verlassenes Mädchen, ich, die ich nun in der Gewalt des Boshaften bin, ihn fleh' ich an auf meinen Knieen, wenn sein Ohr nicht taub ist bey dem Gewinsel seines Geschöpfes, so höre er mich, er, der für den Raben sorgt, und die nackten Jungen des Geyers kleidet, er erhöre mich, und räche die Menschheit,

und rette die unterdrückte Unschuld! Zu dir, Unendlicher, fleh' ich um Rettung, um Hülfe.

So schrie Sarah, und dumpfes Gemurmel stieg aus den Wogen des Meeres, die Sonne bedeckte sich mit Wolken, Seefische ließen sich sehen, und verkündigten einen nahen Sturm.

Gählings war die Gegend der See in dunkle Nacht gehüllt, Blitze rötheten, und Sturmwinde schleuderten das Schiff wie einen Ball von Wogen zu Wogen. — Unordnung herrschte auf dem Schiffe, der Steuermann verzagte, und Raps bebte wie ein Bösewicht bey der Gefahr des Todes; nur Sarah war bey diesem schrecklichen Auftritte ruhig, und einer Rose ähnlich, die ein Bube vom Stocke riß, und in die See warf; immer schön und blühend ist sie der Raub der Fluthen, und ist noch Rose, da sie untergeht. —

Ruhig erwartete Sarah den Ausgang, als ein schrecklicher Windstoß das Schiff an eine Klippe warf, und in Stücken zerschmetterte. Vergebens war hier Bitten und Flehen, es stürzte Alles im Abgrunde des Meeres; Sarah allein ward auf eine Sandbank geworfen, wo sie im Vorschlummer des Todes lag, bis das Morgenroth aufging.

Die Sonne war am Himmel, und die Luft war wieder heiter. Leichte Wolken hingen am Firmament, als Sarah ganz entkräftet ihr mattes Auge öffnete. Sie

richtete sich auf, und lehnte sich mit einem Arme auf den Sand, da sie den andern zum Himmel aufwärts hob. Dank, Unendlicher! sagte sie, für deine Befreyung; nun bin ich wieder im Schooße der Natur, ganz entfernt von allen Menschen, und habe nichts Böses mehr zu befürchten. Hier, wo ich arm und entblößt bin, wie die Steinklippe, die über mich herragt, hier werden es keine Menschen wagen dürfen, mich zu beneiden. O warum, gütige Gottheit! hast du mich nicht in einer Insel geboren werden lassen, wo man keine andere Bedürfnisse als die der Natur kennt?

Hier würde es nie ein de la Raps gewagt haben, die stillen Freuden zu stören, hier würde er nicht Gelegenheit gehabt haben, uns des Reichthums wegen elend zu machen. Du hast mir wohl gezeigt, Vater der Sterblichen! daß das, was Menschen Glück nennen, wirklich nicht Glück ist. Hätte ich hier meine Aeltern bey mir, wir wollten uns bloß, wie der erste Mensch, mit Blättern bedecken, uns mit Früchten und Kräutern nähren, und glücklicher als Menschen in Städten seyn. —

Ja Sarah! du redest wahr; die Bedürfnisse des Menschen sind der Natur nach wenig, nur die Staaten haben sie vervielfältigt. Hier haben wir einen eingebildeten Werth des Lebens in die Stelle des Wahren gesetzt, haben unsere Freyheit verlassen, uns selbst Kerker gebauet, und Ketten geschmiedet, die uns lasten. —

Ach, wie oft, gute Sarah! wenn ich menschenscheu in einsamen Gegenden wandle, oder in den stillen Stunden der Nacht im Laube träume, fühle ich diese heiligen Ahnungen, diesen Wink der Natur. Wie öde liegen die Freuden des Lebens um mich her — wie eckelhaft scheint mir des Menschen Größe, wie sehne ich mich nach Freyheit, nach dem Grabe! — Was ist hienieden? Sarah! Verfolgung, Elend! Wo haben die seligsten Gefühle der Natur einen Werth? Wo weiß man, was Leben heißt? Wo ist der Arm eines Freundes, in dem du sorglos ruhen kannst? Wo der Busen eines Geliebten? Wo das Herz einer Gattinn, das sich dem deinen öffnet? —

Den wahren Werth des Menschen hat ein eingebildeter Werth verdrängt, dieser eingebildete Werth heißt Geld, — Geld, ein todtes Metall, aber mehr wirkend zum Unglücke des Menschen, als der Arm des Würgengels, der sich über Senecharibs Lager hob.

Zum schädlichsten Feinde der Menschheit, zum Privatinteresse kettet sich noch ein schädlicherer, der Stolz, und vollendet den Bau der Hölle für Geschöpfe, erschaffen zum Glücke. O Menschen! wann werdet ihr die Bahn zu eurem Glücke wieder finden? so lang gewiß nicht, als eure Aufklärung Stolz und Verfolgungssucht ist. — —

Sehet doch den Wink der Natur! Höret ihren Zuruf! Einfalt ist Glück; was gleicht den Schönhei-

ten der Natur? was dem Vergnügen unschuldiger Einfalt? Sehet die Lerche, wie sie sich sorglos zum Himmel schwingt, wie freudig ihr Lied ist! Da in ihrer Republik sind keine stolzen Gelehrten, des Lebens sanfter Genuß ist lohnende Freude.

Wie beneid' ich dich, ländlicher Mann! der, entfernt von vergifteten Städten, balsamische Luft der Wälder einhaucht, der, unbekannt mit erfundenen Bedürfnissen, froh bey der Quelle sitzt, und vergnügt beym schwarzen Brod ist. Ja, dort im Schooße der Natur ist Wonne — Wonne des Menschenlebens.

O Götter! raubt mir die Hälfte meiner Jahre, die ihr mir zum Leben bestimmt habt, ich will sie euch hingeben — hingeben um wenige Tage und Stunden des wahren Genusses des Menschenlebens.

Glücklich der, der das wahre Vergnügen des Lebens kennt, der die Freuden des Menschen in der Natur sucht, und in seinem Herzen, das ihm die Gottheit gab, um die Schöpfung zu genießen. Wie selig müssen die Tage seyn, wenn gleichdenkende Geschöpfe unter einem heiterern Himmelsstrich als dem unsrigen Hand in Hand in blühenden Fluren einhergleiten und beym Conzert der Sängerinnen der Natur Herz an Herz schließen und Wonne der Liebe fühlen. Hier hat die Natur den Becher der Freude bis an den Rand gefüllet, hier wird Menschenglück in großen Zügen getrun-

ken, Göttertrank! von dem selten ein Tropfen unsere matte Zunge in den Gegenden der Städte labet. —

Was ist Menschenantheil in diesen Wildnissen? die Pracht, himmelhoher Palläste raubt uns den Strahl der wohlthätigen Sonne, vergiftete Ausdünstungen kranker Menschen verpesten die Lüfte, und Schlamm die Erde, die unter unsern Füßen verödet. —

Sehet doch einmal, wie der Naturmensch verstaltet ist! Dieses tückevolle Aug, diese Miene des Höflings, dieses Lächeln des Betrugs, diese Zufriedenheit des ungerechten Richters, diese Karrikaturen mit Händen und Füßen, mit Lippen und Herzen, welcher Gedanke! Raube mir den Gebrauch meiner Sinne, allmächtige Gottheit! beym Anblick ausgearteter Städter; raube mir Gefühl und Empfindung, damit ich nie nachdenke, wie sehr sich der Mensch erniedrigt hat! Fort auf die einsame Insel zu Sarah! Ich will dich aufsuchen; was machst du? Gastfrey sitzest du noch unter dem hohen Felsen. Sieh umher, es rauscht dort eine Quelle, um dich zu laben, jenseits des Felses ist ein Maulbeerbaum; du kannst sie pflücken die Frucht, sie ist dein, sie wird dich stärken; verlebe deine Tage einsam in dieser Insel, Sarah! wünsche dich nicht mehr in die Stadt zurück, ich bitte dich; wenn die ganze Welt nicht mehr weiß, daß du bist, so wirst du ruhig seyn. Ich hatte oft gewunschen, die Menschen hätten meine Existenz vergessen mögen. Was kann

dich reuen, Sarah? Nichts! bist du reich, so hast du Neider; bist du arm, so bist du elend; bist du schön, so werden Weiber dich hassen, Männer dich verführen; bist du häßlich, wird man deiner spotten; bist du dumm, so wirst du zum Gelächter; bist du vernünftig, so ist es noch ärger, das können viele Menschen gar nicht ertragen. Bleibe auf dieser Insel, glaub mir, auf der Insel bleibe! So wie mich däucht, daß ich mit Sarah gesprochen hätte; so sprach das gute Mädchen mit sich selbst. Nichts kränkte das gute Kind, als das Unglück ihrer Aeltern. O ihr Lieben! rief sie auf, könnte ich euch retten, gern wollte ich diese unermeßliche See durchschwimmen, gern Hunger und Durst für euch leiden, gern für euch sterben, wenn ich euch retten könnte. So sagte Sarah, und ihrem zum Himmel gewendeten Auge entfiel eine Thräne, die schön wie der Tropfe des Morgenthaues war, der an Blumen zittert. —

Gählings hörte sie ein Geräusch hinter ihr; sie glaubte, es wäre ein wildes Thier; schüchtern floh sie, aber etwas eilte ihr nach, sie schrie, wurde blaß, sank ohnmächtig hin, und fiel in die Arme eines Seeräubers, der an dieser Küste landete, und sein Schiff mit frischem Wasser versah. Einer von seinen Knechten erblickte die Unglückliche, eilte ihr nach, bemächtigte sich ihrer, und brachte sie als eine Beute ins Schiff. —

Der Korsar segelte fort, und das Schiff war schon weit in der See, als die schöne Sarah wieder zu sich kam. Der Oberste der Korsaren stand vor ihr, und staunend sah er sie an. Ihre glatten Wangen, auf die die Wollust keine Furche grub, ihre heitere Stirne, wo Freundlichkeit saß, und ihr sanfter Mund, wo Lächeln der Unschuld thronte, flößte Ehrfurcht dem Barbaren ein, der vor ihr da war, als stände er vor einer schlafenden Gottheit. Fürchte dich nicht, gutes Kind! sagte er, als sie erwachte, fürchte dich nicht, bin ich gleich ein Korsar, so bin ich doch noch ein Mensch, der Gefühl gegen Leidende hat, und der dich nicht rettete, um dich unglücklicher zu machen, als du warst. Hätte ich dich mit Gewalt erobert, so würde ich die Rechte des Eroberers gebrauchen, so aber, da ich dich fand, so bist du nicht mein Eigenthum, sondern ein Darleihen des Himmels, das ich gut bewahren muß. So denke ich, sprach der Korsar, und seine braune Wange war naß von der Thräne, die das Mitleid aus seinem starren Auge preßte. —

Sarah erhob sich, fiel zu seinen Füßen, und umschlang seine Knie. Großmüthigster der Menschen! sagte sie, wie kann ich dir meinen Dank äußern? Gern will ich bey dir bleiben, gerne die niedrigste deiner Mägde seyn, gern dir dienen, so lang ich lebe, um dir zu zeigen, wie lebhaft ich fühle, was ich dir schuldig bin. Dann erzählte Sarah den ganzen Hergang ihrer unglücklichen

Geschichte. Der Korsar stampfte, als er de la Raps That hörte. Das Ungeheuer! rief er auf, o möchte die Vorsicht ihn unter meine Hände bringen! ich wollte ihn zehnmahl bis zum Tode martern, dem zehnmahl mein ganzes Vermögen geben, um ihn wieder gesund zu machen, um ihn wieder zehnmahl zu martern. Das Scheusal der Natur! Die See wird seinen Körper auswerfen, und wenn ihn ein Fisch fraß, so wird er ihn wieder ans Ufer speyen. Die Erde wird ihn auch nicht in ihrem Schooße dulden, die Vögel der Luft werden seinen Körper verzehren, und an dem vergifteten Brocken sterben, den sie von ihm einschluckten. Wenn die Vernichtung eines Körpers je in der Natur Platz hat, so soll sie da Platz finden.

Abscheulichkeit! wenn mich ein Sturm an die Küsten jagen soll, wo es solche Abentheurer gibt, so will ich mein Schiff in die Luft sprengen, damit mich die Pest nicht ergreift, die in euren Gegenden herrscht; ich wollte, daß ich nie ein Mensch geworden wäre, wenn ich je mich zu einer solchen That aufgelegt fände. Von welcher Nation war er? Hatte er eine Religion, glaubte er an einen Gott? Sarah! Sarah! wenn dein Auge nicht so sanft wäre, ich glaubte, du lügest. Ich bin ein alter Seefahrer, hab manche wilde Völker gesehen, aber ich fand doch noch immer Naturmenschen. Sagt doch, Europäer! wie habt ihr es denn gemacht, daß ihr euch so abscheulich verhunzt habt? Menschengesichter tragt ihr

zwar auch wie die Barbaren, aber eure Herzen müssen verteufelt schwarz seyn. —

Aergere dich nicht so, erwiederte Sarah, er mag vielleicht in seinem Herzen nicht so unrecht haben. Ich war eine Jüdinn, und er war ein Christ; vielleicht rechtfertigt sein Herz damit seine Handlung. Die Hölle kann sie nicht rechtfertigen, schrie der Korsar. Was will das sagen, er war ein Christ, und ich ein Jude? Wir sind Menschen; das ist die Sprache der Natur, diese hat die Gottheit in jede Seele gelegt, und ihre Stimme ist zu mächtig, daß sie nicht jeder Mensch hören soll. Keine Religion billigt die Mißhandlung des Menschen, die Gottheit liebt alle ihre Geschöpfe; sie schuf alle nach ihrem Ebenbild, und wer getraut sich dieses Ebenbild zu entweihen, ohne die Gottheit selbst zu schänden? —

Ich bin ein Barbar, aber mein Herz billigt die Mißhandlung der Menschen nicht. Nach den Gewohnheiten und Gesetzen meines Orts darf ich Menschen als mein Eigenthum erobern, ich kann sie verhandeln, verkaufen, allein dieses mein Recht gründet sich nur auf meine Stärke. Durch Bubenstücke hab' ich in meinem Leben nichts erobert. Gewalt gegen Gewalt ist edler, als eure feinen Betriegereyen, unter der Larve der Unschuld und der Gleißnerey Menschen unglücklich zu machen. —

Wenn ich erobern will, so kann man sich zur Gegenwehr rüsten; wer kann sich aber bey euch gegen

Heuchelei, gegen Betrug, gegen seine Gewalt waffnen? Wer kann bey euch sich schützen, wenn der Blick der Freundschaft Lüge ist, der euch tödtet? —

Glaubt mir, Europäer! verlachet die Barbaren nicht, wir sind roh und grausam, ihr seyd fein, ja aber nicht minder grausam; unser stumpfer Stahl verwundet weniger, als euer gespitzter. —

Ihr beschuldigt den Korsarn, daß er mit Menschen handle, ihr findet das Abscheulichkeit. Sagt, handelt ihr weniger mit Menschen? Mancher eurer Sachwalter, mancher eurer Richter, der euch plündert, der euch Gut, Kinder und Leben raubt, ist er edler als ein Korsar? Wir ziehen die Sklaven auf, und stellen sie auf offnen Markt, um sie zu verkaufen, und nähren sie einstweilen; ihr zieht sie so auf, laßt sie nackt herum gehen, und laßt sie erhungern. Der Sklave, der bey uns Fähigkeit besitzt, wird höher geachtet, er wird besser gehalten, wird theurer verkauft; das ist bey euch seltner, ihr wißt nur das Kleid, das ihr ihm auszieht, und selten den Mann, zu schätzen.

Vor die entscheidende Richterinn, vor die Natur wollen wir hintreten, und so soll sie untersuchen, wo mehr Barbarey ist.

Komm, unglückliches Mädchen, komm in meine Arme, du sollst Unterstützung bey einem Seeräuber finden, die dir der Christ versagt hat.

Der Korsar nahm das Mädchen mit sich, und landete glücklich am Ufer.

Sarah wurde von dem edelmüthigen Seeräuber, wie sein Kind behandelt; sie sah ein, daß der Mann ein gutes Herz hatte, und nach und nach machte sie ihn auf die Grausamkeit seiner Landesverfassung aufmerksam, sie stellte ihm die Beleidigung der Natur durch den Menschenhandel vor, und brachte es so weit, daß der Seeräuber sich entschloß, seinem Gewerbe zu entsagen.

Nun will ich für Niemanden mehr, fing er an, als für dich leben, Sarah! Durch das Vermögen, das ich mir erwarb, will ich dich und andere Menschen glücklich machen; kann ich dir durch mein Bestreben gefallen, so würde ich glücklich seyn, wenn du mich deiner Hand würdig achten könntest.

Sarah liebte den Mann seines guten Herzens willen. Sie sagte es ihm und ward sein Weib.

Die Hochzeit wurde nach den Gesetzen des Orts gefeyert; hundert Christensklaven kaufte der Korsar los, und schenkte ihnen, seiner Braut zu Liebe, die Freyheit am Hochzeittage. Mich däucht, sagte er, liebe Sarah! ich hätte dir kein besseres Geschenk geben können, als die Freyheit armer, unglücklicher Menschen. Ich will dir am Hochzeittage zeigen, wie sehr ich gern deiner würdig wäre, ich will, so viel es in meinen Kräften steht, die Ungerechtigkeiten wieder gut machen, durch

die ich die Menschheit beleidigt habe, und mein Lohn soll seyn, daß Sarah mein ist.

Du bist edel, erwiederte Sarah, und die Gottheit wird dich lohnen. Kann dein Weib zu deinem Glücke beytragen, so zähle auf sie! Wenn Liebe glücklich machen kann, so soll Omar nie unglücklich seyn; so lang Sarah ein Herz hat, so wird dieses Herz Omars seyn. Sanft, wie der wonnevolle Schlummer des ersten Menschen, verfloßen Omars Tage an der Seite seiner Gattinn. Sarah war auch ganz glücklich, nur kränkte sie oft das Schicksal ihrer Aeltern.

Einst saßen Omar und Sarah am Ufer des Meeres, und betrachteten die untergehende Sonne. Sanfte Schwermuth überfiel Sarah; sie sank an Omars Brust, und Thränen edler Gefühle quollen aus ihren Augen. Was ist dir, Sarah! sagte Omar, was fehlt dir? Gieße deinen Kummer in mein Herz; ich habe mich mit dir gefreuet, ich will mit dir weinen. —

Sarah erhob ihr Auge, das so blau wie das Firmament war, zum Himmel. Wie glücklich wäre ich, lieber Omar! erwiederte sie, wenn ich wüßte, wie es mit meinen lieben Aeltern stünde. Vielleicht schmachten sie noch im Kerker, vielleicht sind sie getödtet, o Omar! wie martert mich dieser Gedanke!

Es soll dich nicht lange martern, sagte Omar, wir wollen uns mit unserm Vermögen aufs Schiff se-

ßen, und nach Lissabon segeln. Ich will eine Küste mit Geld beladen, will's hingeben, um deinen Vater los zu kaufen; er ist auch mein Vater, er soll mit uns leben, und mit uns genießen, was das Glück mir bescherte. Sarah konnte nicht antworten, denn die Thränen, die über ihren schönen Busen herunter glitten, erstickten jedes Wort, das sie sagen wollte. Umarmungen drückten das Gefühl ihres Herzens aus.

Harrusch war der Zeit über, als de la Raps sich mit Sarah flüchtete, im Gefängniß. Die Form des Prozesses zog sich in die Länge, bis sich endlich Harrusch's Unschuld entdeckte. Es ist nicht zu beschreiben, welche Grausamkeiten, welches Ungemach Harrusch und seine Familie im Kerker erdulden mußten. — Der Kerkermeister war ein Mann voll von Vorurtheilen, der sich's zum Verdienste rechnete, diese Menschen zweyfach elend zu machen. Sie sind Juden, sagte er, ich will's ihnen fühlen lassen, wer sie sind. Gleich bey ihrem Verhaft warf er sie in den dunkelsten Kerker; kein Sonnenstrahl drang je in seine Finsternisse hinab. Kälte und Näße herrschten dort, und machten diesen Ort einer Höhle gleich, die nicht für Menschen, sondern für giftige Thiere bestimmt ist. Harrusch war in seinem Unglück gelassen; sein Herz, das schuldlos war, hoffte auf Gott, und seine Tugend war seine Stütze. — Durch das harte Betragen des gefühllosen Kerkermeisters würde Harrusch das Ungemach

nicht überlebt haben, wenn nicht des Kerkermeisters kleines Töchterchen das Schicksal dieser Unglücklichen erleichtert hätte. Täglich legte sie von ihren Speisen etwas zurück, täglich sammelte sie von den Fremden etwas, und brachte es dem guten Harrusch. Da bey seinem Kerker saß sie oft stundenlang, und verschwätzte mit ihm durch das eiserne Gitter die ewigen Stunden der Gefangenschaft. Harrusch dachte oft an Sarah, erzählte ihr von ihr, und das Mädchen weinte mit ihm. — Die warme Theilnahme dieses guten Herzensmädchen an Harrusch's Schicksal war bald Ursache, daß Klärchen, denn so hieß sie, erkrankte. Wer war unglücklicher, als die armen Juden, die ihre kleine Trösterinn nicht mehr sahen. — Klärchen war krank, tödtlich krank, ihr empfindsames Herz war zusehr durch Harruschs Unglück erschüttert, und der Arzt zweifelte an ihrem Aufkommen. Der Kerkermeister, zwar ein harter vorurtheilvoller, aber im Herzen doch nicht ganz böser Mann, war äußerst durch seines Mädchens Krankheit bewegt, denn er liebte Klärchen. Er näherte sich ihrem Bette. Warum willst du denn sterben? sagte er, Kind! Was hat dir denn dein Vater gethan, daß du ihn verlassen willst? Mädchen! sieh, ich liebe dich, gib Alles, was ich habe, wenn du mir bleibst. Klärchen erhob ihr Aug' gegen ihren Vater: Verzeiht mir, wenn ich euch beleidigt habe! — Ich kann nicht mehr leben. Der arme Harrusch, seine armen Freunde, sterben werden sie im Kerker. Liebt ihr

euer Klärchen noch, Vater! so erleichtert ihnen ihr Schicksal; dieses ist Alles, um was ich euch bitte, dann will ich gern sterben. Ein frommer Geistlicher, der an Klärchens Bette saß, rief den Kerkermeister auf die Seite. Freund! sagte er, ihr habt unrecht gehandelt. Die Gefangenen, die euch der König anvertraut, hören nicht auf Menschen, und eure Nächsten zu seyn, es ist unverantwortlich, das Schicksal des Gefangenen zu erschweren, und einen Unglücklichen noch unglüchlicher zu machen. So lang der Mensch unter dem Prozesse liegt, so weiß man noch nicht, ob er schuldig oder unschuldig ist, kein Mensch hat daher das Recht, ihn zu mißhandeln. Wer gibt ihm seine Gesundheit? wer seine verlornen Kräfte wieder zurück? wer die Jahre, die ihm der Kummer abstahl? Glaubt mir, ihr habt euch schwer wider Gott versündigt, und da er euch eure Tochter krank werden ließ, so wollte er euch nun euer Unrecht fühlen lassen. Der Kerkermeister wartete die Rede nicht aus, sogleich lief er selbst in den Kerker, führte die gefangenen Juden in einen gemächlichern, reinigte sie und wartete sie, wie es die Menschenpflicht ist, Menschen zu behandeln. Als Klärchen diese Nachricht selbst von ihrem Vater erhielt, so war es Balsam für ihr wundes Herz; sie erhohlte sich, und täglich besserte sich ihre Gesundheit. Binnen der Zeit wurde Harrusch und seine ganze Familie als unschuldig erkannt. Allein sie waren arm, weil de la Raps ihr ganzes Vermögen entfremdet hat. Diese Umstände und Klärchens Bemühung, die sich selbst

zu des Königs Füßen warf, erwarb eine kleine Pension für diese unglückliche Judenfamilie. Klärchen besuchte täglich den Harrusch, und wo sie etwas für ihn bekommen konnte, brachte sie es ihm mit Freude. Wenn ihr Vater ihr eine Freude machen wollte, so bat er die Juden zum Mittagmahl, die auch mit ihm ohne Vorurtheil zu Tisch aßen, und mit ihm zu Gott betheten, der der Vater aller Menschen ist. Eines Tages saßen Harrusch und Klärchen am Haven des Meeres, und sahen den Schiffen zu, die landeten. Da stieg Sarah und der Korsar ans Ufer. Sarah erkannte ihren Vater, schlang ihre Arme um seinen Hals, und genoß die seligsten der Menschenfreuden; sie erzählte Alles. Der großmüthige Korsar machte durch seinen unermessenen Reichthum die ganze Familie wieder glücklich. Omar heirathete Klärchen aus, und gab ihr eine prächtige Haussteuer. Auf einem Landgut, das sie kauften, lebten alle diese Familien: der Korsar, der Jude und der Christ. Sie liebten Gott, und thaten Gutes, Klärchen, die eine gute Heirath traf, nahm auch ihren Vater zu sich, und der Segen des Himmels strömte wie Thau aus den Wolken über die Gutdenkenden. Sie lebten lange, lebten glücklich, waren das edelste Bild der Toleranz, und bewiesen, daß Gottes erstes Gesetz ist, uns als Brüder zu behandeln, weil wir alle Kinder Eines Vaters sind, der im Himmel ist.

Isogin und Celia,

eine

Geschichte von einem unsrer schwarzen Brüder aus Africa, von einem Mohren.

Ich weiß es wirklich nicht, ob es denn schon so ganz ausgemacht ist, daß wir Europäer die gesitteten Völker sind: ich zweifle täglich mehr. Der Nahme Barbaren, mit dem wir so gerne andere Völker benennen, klingt mir so wunderlich, daß mir manchmahl sehr schwindelt, wir könnten uns geirrt haben. Verdienten wir vielleicht den Nahmen Barbaren nicht eher als mancher Wilde, der doch wenigstens, wenn er auch keine andern Gesetze hat, den Gesetzen der Natur treu bleibet?

Wenn ich an mich selbst zurück denke, was der Staat, was Erziehung aus mir gemacht haben, so finde ich oft ein sehr wunderliches Ding, ein Geschöpf, das man von Jugend auf durch tausenderley Bemühungen von der Natur entfernte, das man mit manchen Kenntnissen anpfropfte, die ihm nichts nützen, und das man mit Systemen bekannt machte, die in der Natur nicht existiren, und dem man manche Mei-

nungen aufdrang, die bey Untersuchung große Lügen waren.

Nachdem man uns durch tausend seltsame Meinungen von Kindesbeinen an das natürliche Gefühl unsers Herzens verdorben hat, so können wir in Mannsjahren uns wieder bemühen, das zu vergessen, was wir besser niemals gelernt hätten.

Es wäre so edel, unter gesitteten Menschen zu leben, wenn das, was Sitten heißt, bei Vielen einen Werth hätte; aber so hat Falschheit und Politik die gesellschaftlichen Tugenden verdrängt, und Barbarey und feinere Wildheit unter Menschen gepflanzt, die in ihr Verderben rennen. Das Recht des Stärkern herrscht unter den Barbaren; das Recht des Witzigern, des Listigern unter den Gesitteten. —

Dort war des Menschen Bildung verstaltet, als er verfolgte; Zorn war im Munde, Zorn in der Hand, die sich waffnete. Jetzt ist Verstellung in der Miene, man lächelt, und tödtet, weint und mordet, bemitleidet und raubt. Geschändete Natur! setze doch die Menschheit wieder in ihre Rechte ein! hast du dem Menschenauge Thränen gegeben, um zu betrügen? gabst du holdes Lächeln dem Munde, um sicherer zu schaden? eine schmeichelnde Miene, um zu tödten, und ein sanftes Auge, um zu morden? —

O bahne die schrecklichsten der Lügen aus der Menschengestalt! Laß ungeheuchelte Natur auf unserer Stirne herrschen, und erniedrige uns nicht durch unsere Verfeinerung unter den rohen Naturmenschen, manchmal sogar eine ganz edle Natur, die ganz Unschuld wie Isogin ist.

In einer wilden Gegend von Afrika war Isogin geboren, ein junger Mohr, dem die Natur Gefühle und ein edles Herz gab. Isogins Daseyn war die Ursache des Todes seiner Mutter, denn der Balma kostete dieß Geschenk der Liebe, das sie ihrem Freunde Jacquer gab, das Leben. —

Jacquer war Isogins Vater, ein Mann, den seine Brüder sehr schätzten, denn er war tapfer. Es war keiner in der Gegend, der es ihm im Laufen bevorthat, und keiner warf den Pfeil so sicher als Jacquer: zudem besaß er auch ein edles Herz. Wo er einen seltnen Stein, oder eine schöne Muschel am Ufer des Meeres fand, brachte erselbe entweder seinen Freunden, um ihnen Freude zu machen, oder er legte sie als ein Opfer auf den Altar seiner Gottheit, die er anbethete.

Jacquer liebte Balma, ein Mohrenmädchen, das seiner würdig war. Beynahe ein Jahr lang kosteten sie die unschuldigen Freuden der Natur. In stiller Eintracht wandelten sie oft Hand in Hand unter dem Schatten der hohen Palmenbäume, oder saßen an ei-

ner Staude von Ysop, und lebten dem sanftesten Gefühle der Natur, der Freundschft und der Liebe. —

Balma war das schönste der Mohrenmädchen in der Gegend. Weich wie Atlas waren ihre Wangen, und Adlerschwärze war ihre Farbe. Das Weiße ihres Auges war der Schneeflocke ähnlich, die an der schwärzesten Beere der Brombeerstaude hing, Korallen waren ihre Lippen, und eine Perlenreihe ihre Zähne. Jacquer war nicht minder schön, sein Wuchs war wie ein junger Pappelbaum, seine Augen blitzten wie ein Meteor in der Nacht, und seine Lippen glichen den letzten Pupurstrahlen des Abendroths, wenn die schwärzeste Nacht im Neulicht ans Firmament steigt. Das zärtlichste einer schwarzen Lämmerheerde schien ihre Wolle Jacquers Haupt geliehen zu haben, wo sein Haar in tausend kleine Locken sich drehte.

Jacquers Blick war sanft, und sein Auge sprach unendlich viel, wenn es sich auf Balma richtete.

Jeder von Jacquers schwarzen Brüdern freute sich an seinem Glücke, denn in diesen Gegenden ist es noch nicht Mode, daß Einer um des Andern Mädchen oder Weib buhlt. Keine giftigen Dünste von unverdauten Speisen vergiften hier die reineren Säfte, und weder Gewürze noch Weine peitschen hier das Geblüt durch die Adern. Ruhig wie ein ländlicher Bach ist hier der Umlauf der Säfte, und macht das Herz zu wahren Freu-

den empfänglich. Ich liebe dich, und du liebst mich: ist da die ganze Sprache der Liebe. Das Herz fühlt's, das Auge spricht's, der Mund erzählt's ohne Lüge, ohne Täuschung. — Balma war glücklich an Jacquers Seite, oft wandelten sie des Nachts unter dunkeln Cypressen, und ihr Blick wandte sich zum Himmel, und betrachtete das Sternenheer, das über ihnen glänzte. —

O Balma! sagte Jacquer, wie doch der Herr groß seyn muß, der dieses Alles erschaffen hat. Fühlst du nicht, Mädchen! was ich fühle, so etwas, das mein Herz gegen ihn hinziebt? Sieh Balma! ihm haben wir die Freuden der Natur zu danken, ihm hab' ich deine Liebe zu danken; er hat dich so trefflich gebildet! Er gab dir das Herz, das mich liebt. Ja, Jacquer, erwiederte Balma, ich fühle Alles, was du fühlst. Komm, lieber Jacquer! wir wollen unsere Hände zum Himmel strecken, und ihm danken, daß er so ein guter Vater ist. Jacquer und Balma sammelten sich verschiedene Muscheln und Schnecken, und baueten aus selben unter Cypressenbäumen einen Altar, unter dem sie täglich am Morgen der Gottheit opferten. Wohlriechende Stauden zündeten sie an, und Blumen streueten sie umher, und betheten zum Himmel ein Gebeth, das ihnen ihr Herz sagte. —

Laß mich, sagte Jacquer einst, laß mich ein Thier erhaschen, Balma! Ich will's hieher bringen, und wir

wollen es den Göttern schlachten. Nein, erwiederte Balma, lieber Jacquer! Vergossenes Blut kann den Göttern nicht angenehm seyn. Sie, die die Geschöpfe zur Freude schufen, können nicht Freude an ihrer Zerstörung haben. Dieses sind die Begriffe, sagte Balma, die ich mir von der Gottheit mache. Laß uns jedem lebenden Geschöpfe Gutes thun! Dieses soll der Gottheit beweisen, daß wir gerne unsers Daseyns würdig wären. —

Eine Thräne stand in Jacquers Auge und eine Umarmung lohnte Balma's edles Herz.

Eines Tages wandelten sie, entfernt von ihren Hainen, in einer öden Gegend in Klippen und Gebüschen, und betrachteten die Reitze der wilden Natur. Ein jammerndes Gewinsel eines leidenden Geschöpfes machte sie aufmerksam; sie näherten sich und eine verwundete weiße Bärin rang mit Schmerzen und Tod. An der Brust des sterbenden Thieres lag ein säugendes Junges. Jacquer eilte hinzu, zog den tödtenden Pfeil aus der Bärin Wunde, und wollte sie heilen, aber vergebens war seine Mühe. Das sterbende Thier lohnte den gutthätigen Jacquer mit einem dankbaren Blicke. Es sah sein Junges noch an, dann sah es wieder auf Jacquer, als wollte es ihm sagen, nimm dich des armen Geschöpfes an, das ich hinterlasse, weil du mich, guter Mensch! nicht mehr retten kannst. Die Bärin war

todt. Balma und Jacquer nahmen das junge Thier zu sich, und erzogen es mit Sorgfalt. —

Das heranwachsende Thier vergaß auch ganz seine Wildheit, ward gesellschaftlich und gut, ward Jacquers und Balma's Freude. — Tausend artige Krümmungen und Sprünge ergetzten manchen Abend die Liebenden, und es mangelte ihnen immer etwas, wenn ihre junge Bärin nicht bey ihnen war. —

Als Balma sich schwanger fühlte, bemerkte sie auch, daß ihre Bärin trächtig wäre. Das gute Thier verließ zwar manche Stunde lang ihre Gutthäter, ging in den Wald, aber kehrte jeden Abend wieder zu ihren Freunden zurück. —

Es war Zeit zu Balma's Entbindung, und wie schlug Jacquers Herz. Die Stunde nahete sich als Isogin geboren ward, und Balma starb. —

Wer war untröstlicher als Jacquer! Ein Blick auf sein Kind, ein Blick auf seine sterbende Gattinn zerrissen sein Herz, und marterten seine Seele. —

Warum hat mir dich die Gottheit entzogen? rief er, in dem Augenblick, wo du mir doppelt lieb wurdest, Balma! Du gibst mir ein Kind, o Natur! und entreißest mir des Kindes Mutter. Warum ist denn der Tod in der Natur? warum die Trennung? Mußte ich lieben um zu fühlen, was verlieren heißt? —

Ah! wie sanft war die Freude, die ich an Balma's Seite genoß! sie zu sehen, ihr zu sagen, daß ich sie liebte, war da herrlichste Glück meiner Tage, was will ich nun thun ohne sie? Einsam werde ich herumwandeln, wie der Elephant in Wäldern, seufzen, und vergebens seufzen, weil nichts im Stande ist, mir meine Balma wieder zu geben. —

Arme Balma! so rief Jacquer, und warf sich auf den todten Körper hin, und weinte heiße Thränen der Liebe. Erwache doch, sagte er, erwache! Nur noch einen Blick auf Jacquer, ehe sich deine Augen auf ewig schließen, noch einmahl schlinge deinen Arm um meinen Nacken, noch einmahl schlage dein Herz an dem meinigen, noch einmahl laß dir es sagen, daß ich ganz dein bin! Sieh doch! kannst du mich verlassen, in dem Augenblicke, in dem du mir ein Pfand deiner Liebe gibst? Wenn du nicht mehr für mich leben willst, so lebe für das Geschöpf, das du der Welt gabst. —

O Natur, Natur! warum gabst du mir ein Herz, fähig zur Liebe, die du so grausam die Herzen behandelst, die sich lieben? Vergebens waren Jacquers Seufzer: Balma erwachte nicht mehr. Als er sah, daß Alles vergebens war, warf er einen Blick auf sein Kind. Du bist noch allein; Alles, was mir übrig bleibt, sagte er, du unglücklicher Jsogin! so will ich dich nennen; dein Bild wird mich immer an deine arme Mutter er-

innern! Ich werde dich ansehen, trauriger Ueberrest meiner Liebe! werde über dich weinen aber dich doch lieben. Dann sah Jacquer starr um sich. Auch du wirst sterben, rief er mit heiserer Stimme, du wirst sterben, du hast ja keine Mutter mehr, die dich nährt. Was soll ich anfangen! Er nahm das Kind auf seine Arme, und benetzte es mit Thränen. Da Jacquer so weinte, kam die weiße Bärin herbey, leckte seine Thränen aus seinem Auge, schmeichelte ihm mit ihrer Pfote, und sah immer hinter sich, als wollte sie ihm etwas sagen. Jacquer warf einen Blick zurück, und sah, daß seine Bärin zwey Junge zur Welt gebracht habe. Gutes Thier, rief Jacquer, sey du die Amme meines Isogin, nähre ihn mit deiner Milch, und rette ihm das Leben, wie ich das deinige rettete! Jacquer legte das Kind zu der Bärin, und sie säugte es, und leckte es, und sah oft mit unverwandtem Blicke unsern Jacquer an, als wollte sie sagen: ich kann dir deine Gutthaten nicht besser vergelten. —

Seit dem Tode der guten Balma war Jacquer untröstlich; langsam verschwand sein Leben, wie der Schatten des Wanderers bey der untergehenden Sonne. Jacquer starb, als Isogin noch kaum zehn Wochen alt war.

Nach Jacquers Tode nahm die gute Bärin ihre Jungen, und ihren Säugling, den Isogin, und trug sie fern von Menschen in eine Wildniß. Es war, als hätte sie sagen wollen: Ich habe die Pflichten der Dank-

barkeit erfüllt, nun behaupte ich wieder die Rechte meiner Freyheit. Jacquer erzog mich, und ich will Isogin erziehen. Vergebens bemühten sich Jacquers Freunde, die Bärin auszukundschaften; alle Mühe war vergebens. — Balma und Jacquer wurden in eine Grube gelegt, und die Wilden pflanzten Cypressen und Pappeln um ihre Grabstätte.

In der Gegend, in die sich die Bärin mit Isogin flüchtete, hatte vor einigen Jahren ein Kaufmann Schiffbruch gelitten. Der Unglückliche wurde von den Wellen verschlungen, nur sein Weib, die hoch schwanger war, rettete sich aus den Fluthen, und kam in diesen unbewohnten Ort, wo sie nach drey Tagen das liebenswürdigste Kind zur Welt gebar. Es war ein Mädchen, und dieses Mädchen nannte die Mutter Celia. Drey volle Jahre verlebte hier die arme Kaufmannsfrau, abgesondert von aller menschlichen Gesellschaft, mit ihrem Kinde, als sie im Anfange des vierten Jahres die weiße Bärin zur Gesellschafterin bekam. Schicksal, Hang und Bedürfnisse fesselten diese Wesen an einander, und die weiße Bärin, Celia, ihre Mutter, Isogin, und die 2 jungen Bärinnen machten bald eine kleine Familie aus. Ganz erstaunt sah Celiens Mutter, wie die Bärin den jungen Isogin pflegte, und da gleiches unglückliches Schicksal den Unglücklichen an Unglückliche kettet, so war Celiens Mutter dem jungen Isogin ganz hold, Celia und Isogin er-

wuchsen. Celia war ungefähr 15 Jahre alt, als ihre Mutter starb. —

Schrecklich war der Verlust für Isogin und Celia, die nicht wußten, was sterben ist. Warum schläft denn die Mutter so lange? sagte Celia. —

Isogin. Ich weiß es nicht, Celia. —

Celia. Glaub' mir, Isogin, so lang schlief die Mutter noch nie; sie wird ja doch wieder aufwachen?

Isogin. Aufwachen! das hoffe ich; was würde aus uns werden, Celia, wenn die Mutter nicht mehr aufwachte? aber glaubst du wohl, Mädchen, daß man so immer fortschlafen könne?

Celia. Ich würde es nicht glauben, Isogin! aber ich hatte einen kleinen Vogel, den ich liebte, unendlich liebte, und da schlief er auch ein, und erwachte nicht mehr. —

Isogin. O Celia! wenn nun die Mutter nicht mehr erwachte, und du auch einst einschliefest, was würde aus Isogin werden? Geh, Mädchen, wir wollen uns dort hinlegen. Laß sehen, ob wir nicht auch einschlafen können; wenn du nicht mehr erwachst, so will ich auch nicht mehr erwachen. —

Celia. Aber, Isogin! wenn wir alle einschliefen, was würde die gute Bärin machen, die dich erzog?

Isogin. O! die darf nicht allein bleiben, die muß auch mit uns schlafen, und wenn wir dann alle wieder erwachen, erwachen werden wir ja doch müssen, so wollen wir uns wieder des Lebens freuen.

Celia. Ja das wollen wir thun! die Mutter sagte mir oft, daß alle Menschen und Thiere auf lange Zeit einschlafen müssen, und daß sie nicht mehr hier erwachen, sondern in einem ganz andern Ort, wo es schön ist, so schön als ich's dir nicht sagen kann. —

Isogin. O so freue ich mich ja recht zur Ruhe! Wir sehen uns ja Alle wieder.

Celia. Das wird wohl seyn. Ohne dich, Isogin! möchte ich nirgends seyn.

Isogin. Und ich nirgends ohne Celia.

Hier küßten sich Celia und Isogin, und weinten, sahen die Mutter an, küßten sich, und weinten wieder. Ich weiß nicht, sagte Isogin, was ich fühle. Celia! mir ist so wohl, wenn ich meinen Arm um deine Schultern lege, wenn ich mein Haupt an deinen Busen senke, so wohl ist es mir, daß ich immer so seyn möchte. Wenn ich weine, weinst du mit, wenn nur ich ganz du, und du ganz ich wärest, daß uns nichts trennen könnte. O Celia! warum sind wir denn zwey? Zwey kann man trennen! Wenn wir doch Eines wären:

Siehst du, wenn die Mutter mit uns Eins wäre, so schliefen wir nun auch mit ihr. —

Ach, Isogin! erwiederte Celia, und feurig hing sie an seinen Lippen, und Kraft der Seele zur Einswerdung wirkte thätig in ihrem Herzen. Sie umarmten sich, und fühlten zum ersten Mahle, daß Umarmen Bestreben des im Körper gefesselten Geistes zur Einswerdung ist; so sahen sie ihren Körper als den Kerker ihrer Seelen an, und der heftige Trieb zur höhern Freyheit gab ihnen den Vorgeschmack von Fortdauer und Unsterblichkeit. — Weil nun die Mutter immer schläft, sagten sie, so wollen wir ihr eine Ruhestätte bauen. Sie sammelten Gesträuche und Moos, wanden Kränze mit Blumen, und warfen wohlriechende Kräuter auf den Leichnam.

Ganz Unschuld, ganz Natur war Celia — ganz Einfalt Isogin. Wie die ersten Menschen keimten sie auf und waren glücklich. Zufrieden mit dem, was sie aus der Hand der Natur genoßen, kannten sie keine marternden Bedürfnisse. Die schmackhaften Früchte des Baumes waren ihre Nahrung — ihr Trank die reine, unverfälschte Quelle.

Am Abend saßen sie oft an dem Ufer, und übersahen die unermessene Fläche des Meeres, und wähnten und dachten, daß auch dort Menschen wie sie seyn könnten.

Die aufgehende Sonne flößte ihnen Begriffe von der Majestät der Gottheit ein, und ihr erwärmender Hauch,

der die Blumen hervorrief, verkündigte ihnen, daß es ein allerhaltendes Wesen geben müsse.

Laß uns, sagte Celia einst, laß uns, Isogin! die schönsten der Blumen pflücken für Den, der die Ursache von allen diesen schönen Dingen seyn muß. Ja, Celia! das wollen wir, erwiederte Isogin, und weil du die Blumen pflückest, will ich Meermuscheln holen, und glänzende Steine lesen, sie mit Reisern durchmengen, und da am Ufer eine Stätte bauen, auf der wir täglich Blumen und Früchte dem Wesen bringen wollen, welches diese schöne Gegend gemacht hat.

Er sagte es, und schon stand der Altar. Celia brachte Blumen und Früchte, legte sie hin, sah ihren Isogin an, und umarmte ihn. Ihr zum Himmel gewandter Blick, ihr edles Herz, das heftiger schlug, die stillen Ahndungen, die sie empfand, waren ihr erstes Gebeth, das sie zum Himmel schickte.

Was denkst du? liebe Celia! fing Isogin an.

Celia. Ich bitte den, der uns das Leben gab, daß er dich erhalten möchte.

Isogin. Auch ich, Celia! habe ihn um deine Erhaltung gebethen. Was glaubst du wohl, Celia, daß dieses Wesen seyn muß?

Celia. Das kann ich dir nicht sagen, Isogin! aber gut — ohne Grenzen gut muß es seyn.

Isogin. Wer sagte dir das?

Celia. Mein Herz — mein Gefühl.

Sieh, Celia! das ist die schönste der Blumen, die ich pflückte. Sie war für Celia bestimmt — nun will ich sie ihm geben, dem Wesen, das wir lieben.

Isogin legte die Blume auf den Altar, und die Gottheit sah mit gütigem Blicke vom Himmel herab, und Engel trugen dieses Opfer der Unschuld zum Thron des Allmächtigen.

Das Herz des Menschen ist der wahre Tempel der Gottheit; in diesem hat der Ewige sein Wohlgefallen. Was sind Rauchwerke, was Opfer dem Allmächtigen, wenn das Herz des Menschen daran keinen Theil hat? — Der stolze König streut vergebens Weihrauch in goldene Gefäße; Winde zerstreuen den Rauch, wie sein Gebeth, das nicht bis zur Gottheit emporsteigt. Diese beschäftigt sich nur mit Einfalt und Unschuld, verachtet Hekatomben und Opfer, und sieht gnädig die Blume an, die ein redliches Herz auf den Altar legte.

Zwanzigmahl erneuerte der Mond sein Licht über die Erde seit Celia's Daseyn, und achtzehn Frühlinge schmückten die herrliche Gegend seit der Zeit, als Isogin lebte. Der Wink der Natur zur Freundschaft und Liebe führte auch dieses unschuldige Menschenpaar zu den heiligsten der Gefühle. Sie liebten sich, und waren glücklich.

Unschuldige Liebe! du bist ein Geschenk der Gottheit; dein Alles belebender Geist heiliget jedes Geschöpf dem Vergnügen. Gottes Wonne ist dein Gepräge. Verkannt von Menschen findet man dich selten mehr in Städten; nur auf einsamen Inseln oder in niedrigen Hütten erneuert man noch deine Feste. In schattigen Hainen unter Blumen wird dein Andenken gefeyert, da man deinen Tempel in Pallästen entheiliget, wo die Wollust deine Stätte besitzt, und Weihrauch annimmt, der einst, Göttliche! auf deinem Altare dampfte.

O ihr Menschen! Warum verkennt ihr so das herrlichste der Gefühle der reinen Liebe! — Sie strömt aus von Dem, der uns schuf, und strömt wieder zu ihm zurück — zu ihm, der die Liebe ist. Alles ist herrlich mit ihr; alles elend ohne sie. Sie ist die Kette, die das niedriegste Erdengeschöpf stufenweis bis an den Menschen kettet — den Menschen an Engel, den Engel an Gott; — eine Kette, in der jedes Glied zum Ganzen gehöret; die zur Einswerdung hinzieht; — in der ich du, und du ich wird — und ich und du im Mittelpunkt der reinsten Liebe, in der Gottheit sich unzertrennlich vereint.

Isogin und Celia genoßen sie, die Freuden dieser Liebe; allein ihre Glückseligkeit störte ein unglücklicher Tag auf ewig, an dem ein Schiff an dem Ufer landete, wo sie wohnten.

Ein spanischer Kaufmann kam in diese Gegend. Sein Schiff lag schon drey ganzer Tage lang vor Anker, als einige seiner Leute den dritten Tag ans Gestade schifften, und den Ort besehen wollten, der so mahlerisch schön vor ihnen da lag.

Isogin und Celia saßen am Ufer, und betrachteten schon dieß wunderliche Gebäude, das so prächtig in der See schwankte, als sich ein Kahn ihrem Gestade nahete, und sechs Spanier ans Land traten.

Beym ersten Anblick dieser Menschen warfen sich Celia und Isogin zu Boden, und glaubten erst, daß es die Gottheit selbst wäre, die vom Himmel herabstieg. Nach einer Weile erholten sie sich von ihrer Verwunderung, und wurden vertrauter, als ihnen die Fremden freundlich begegneten.

Die Spanier waren nicht minder erstaunt, eine so schöne Gestalt, wie Celia, zu finden, und verwunderten sich über die Ungezwungenheit des Mohren, der in seiner Art nicht minder schön war. Schon berechneten sie den Gewinn, den sie aus diesen beyden Menschen ziehen könnten, und vergaßen die schöne weiße Bärin im geringsten nicht in ihrem Calkul.

Ihr seyd nun unser, sagte einer von den Spaniern, und legte ihnen Fesseln an, und Celia und Isogin reichten willig ihre Hände dar, und glaubten, daß diese Fesseln ein Geschenke wären.

Bald sprachen sie auch mit den Spaniern, denn Celia's Mutter war eine Spanierinn, und wenn ihre Mundart gleich an Celia höchst unvollkommen überging, so sprach Celia doch so, daß man sie verstehen konnte.

Ihr werdet uns doch nichts Böses thun, sagte Celia; ihr sehet ja so gut aus, und wir haben euch ja nichts zu Leide gethan. Sorgt euch nicht, sagte einer von den Spaniern, und schleppte Isogin vom Gestade, der immer sorgfältig nach Celia umsah.

Sie waren im Schiffe, und Isogin und Celia und die weiße Bärin segelten schon weit in die See, entfernt auf ewig von dem Wohnorte ihrer Glückseligkeit.

Isogin kehrte noch traurig sein Auge nach der verlassenen Gegend, und eine Thräne fiel auf Celia's Hand, die er immer an sein Herz drückte.

Was fehlt dir? Isogin! sagte Celia; du weinst.—

Isogin. Ich weiß nicht, Celia! warum mir so schwer um's Herz ist? — Mir war noch niemahls so; mir ahndet so was, das ich dir nicht sagen kann.

Celia. Glaubst du, Isogin! daß uns was Böses begegnen könnte?

Isogin. Ich fürchte, Celia! Sieh, Liebe meiner Seele! sieh die Menschen, die da am Ruder zi-

hen; sie sind Menschen, wie sie, und werden ganz anders behandelt. Ich fürchte — ich fürchte, Celia! — — und diese Ketten — —

Celia. Sind kein Geschenke der Liebe, Isogin! Schon fühle ich ihre Last; aber gern will ich sie tragen, wenn nur du bey mir bleibst, Isogin! Du mußt dich nicht von mir trennen lassen.

Isogin. Trennen! — Nein! bey der Gottheit nicht, die wir ehrten, trennen sollen sie mich von Celia nicht.

Hier schwieg Isogin und tiefer Kummer bemächtigte sich das erste Mahl seines Herzens; er lehnte sein Haupt auf Celiens Schultern, und die Liebenden sprachen wenig mehr, so lang sie auf ihrer Seereise waren; nur sahen sie sich sehr oft an, und weinten.

Die Spanier kümmerten sich nicht viel um dieses leidende Paar, und schifften glücklich mit ihrer Beute in den sichern Haven. Als sie dort ans Land traten, waren eine Menge von Menschen am Gestade, die die Neugierde reitzte, das anlandende Schiff zu sehen. Isogin, Celia und die weiße Bärin wurden aus dem Schiffe geführt, und Tausende der Menschen umzingelten diese Seltenheiten.

Don Serpino war einer der reichesten in der Gegend. Er hatte eine Thier-Menagerie, dergleichen selten eine in Europa war.

Sein Blick fiel sogleich auf die weiße Bärin, und er bot eine ansehnliche Summe für sie. Der Kauf wurde richtig, und man gab ihm die Bärin. Don Spintos, ein Reicher von Adel, wollte Celia kaufen, und handelte sie um tausend Piaster ein. Isogin stand da, wie eine Bildsäule aus schwarzem Marmor. Er wußte noch nicht, was er aus alle dem machen sollte, bis man endlich Cilia und die weiße Bärin fortführen wollte: da erwachte das Naturgefühl in seinem Herzen; er zerriß seine Ketten, und mit funkelnden Augen stürzte er Serpino und Spintos zu Boden, bemächtigte sich seiner Celia und seiner Bärin wieder, und fing so zu ihnen an:

Barbaren! Welche Rechte habt ihr auf Celia? — Welche Rechte auf dieß arme Thier, das mich erzog und ernährte? — — Stehen gleich Tausende von euch umher, die mich tödten und morden können, so scheue ich doch euren Mord und euren Tod nicht, denn nichts soll mich von Celia trennen können, und von diesem armen Thiere, das Mutterstelle an mir vertrat. — Wagt's! ich biethe euch Trotz — wagt's, mir diese Geschenke der Natur zu entreißen, und ihr sollt fühlen, was beleidigte Liebe, was beleidigte Menschheit in dem Herzen desjeni-

gen vermag, der keine andern Gesetze, als die Natur kennt.

Ungeheuer! Ist das der Lohn unsrer Gastfreundschaft? — Wie Götter haben wir euch empfangen: die schönsten der Blumen pflückte euch meine Celia, die schmackhaftesten Früchte reichte euch Isogin zur Labung dar, und ihr mißhandelt uns wie Feinde an euren Ufern. — Mit Tigern muß sich der Naturmensch vermischt haben, als er nach Europa kam, und Wölfe müssen eure Mütter geschändet haben, weil sie solche Kinder, wie ihr seyd, der Welt gaben. Welche Rechte habt ihr auf Celia? Welche Rechte auf meine gute Bärin? — Hat die Stimme der Natur und des Herzens bey euch noch einen Werth, so höret mich — höret meine Rechte, die sie mir gab, und habt ihr heiligere als ich, so will ich euch Celia und meine Bärin abtreten.

Erstaunt stand das Volk um den zürnenden Mohren, und voll von Erwartung hörte man ihm zu.

Celia ist meine Geliebte, fuhr er fort. Unglück und Schicksal ketteten unsere Herzen an einander. Die Gottheit billigte unsere Liebe, denn sie lohnte unsere Tage mit stillem Vergnügen. Kein Kummer runzelte unsere Stirne; keine Sorge kränkte unser Herz, ehe ihr Barbaren ans Ufer tratet, wo wir glücklich waren — glücklich noch seyn würden. Diese weiße Bärin vertrat Mutterstelle an mir, und wenn euch der Nahme Dankbarkeit unbe-

kannt ist, so lernet von mir, was sie sey. Ich werde die Kindespflichten gegen dieß Thier beobachten, das mir Mutter war, so lang ich lebe. Es soll nie von meiner Seite kommen; ich nie von der seinen. Tödten werdet ihr uns können, aber trennen — das soll euch unmöglich seyn.

Das Gefühl, das in meinem Herzen ist; die Kühnheit, die ich fühle und die Stärke, deren ich mir beym geringsten Gedanken bewußt bin, sagt mir, daß dieses heilige Gesetze der Natur sind; — daß ich Celia ewig lieben muß, und ewig lieben werde, und daß meine weiße Bärin immer die gegen mich seyn wird, der ich mein Leben schuldig bin.

Habt ihr heiligere Ansprüche, stärkere Rechte, so tretet auf! —

Um euertwillen soll ich Natur und Liebe vergessen? — um euertwillen, die ihr euch, wie schändliche Räuber, in eine Insel gewagt habt, die noch nie ein Bösewicht entheiligte, ehe ihr das heilige Ufer schändetet! — Euren Eigennutz zu befriedigen, soll ich meine Bärin verkaufen lassen, und meine Celia hingeben! — — Die Bärin ist mein, und Celia ist mein! die Natur gab sie mir; meine Ansprüche gründen sich auf sie; die eurigen kennet die Natur nicht, denn euer Recht nennt sich Gewalt.

Alles, was ich um mich her sehe, verkündigt mir, daß ihr längst treulos an der Gottheit und der Natur waret. Eure Speisen, eure Kleidungen, eure Schwerter — Alles verkündigt eure Verrätherey. Die Natur erkennt euch nicht mehr als ihre Kinder, denn ihr habt eure Mütter vergessen; ihr seyd Muttermörder an ihr geworden, und habt sie verstümmelt, daß sie nicht mehr zu kennen ist. Führt uns in unsere Insel wieder zurück, denn die Natur gab euch kein Recht, uns unglücklich zu machen. Führt uns zurück; wo nicht, so stürzet uns in die See, und die stürmischen Fluthen werden wohlthätiger als ihr seyn, und werden uns entweder dem Ort wieder geben, wo wir herkamen, oder auf ewig unsere Augen schließen, ohne uns zu trennen.

So sprach Isogin, und drückte Celia und seine Bärin ans Herz, und sah feurig um sich her, wie ein Löwe, der an der Seite seiner Löwin und seiner Jungen steht.

Man erstaunte über die Kühnheit des Mohren; allein die Stimme des Eigennutzes übertäubte die Stimme der Vernunft, und die Gesetze der Gewalt die Gesetze der Natur. Man bemächtigte sich des Mohren, und entriß ihm Celia; allein Isogin vertheidigte sich, raubte dem Nächsten, der bey ihm stund, das Schwert, tödtete den Räuber, und wüthete umher, wie ein Rasender, bis er endlich ermüdet und von Wunden überhäuft an der Seite seiner Bärin, die ebenfalls im Gemenge tödtlich verwundet wurde, zu Boden sank.

Blut strömte aus seinen Wunden; Celia lag ohnmächtig in der Ferne, Spintos, ihr Käufer, war getödtet, und Niemand nahm sich ihrer mehr an, als Don Carlos, ein edler Mann, der Gefühl und Herz besaß. Er ließ die Unglückliche in seinen Pallast bringen, und geboth, ihr mit aller Ehrfurcht zu begegnen.

Die Kühnheit des Mohren machte eine ganze Gährung unter dem Volke. Einige vertheidigten Isogin; Andere den Kaufmann, und das gab Ursache, daß die gegentheilige Anhänger der Meinungen zum Streite kamen. Sie wurden handgemein, und gegen fünfzig Menschen blieben todt auf dem Ufer. Der arme Isogin wurde als das Haupt dieses Aufruhrs angesehen; er wurde in Fesseln gelegt, und in den Kerker geschleppt.

Mittlerweile, als Isogin im Gefängnisse schmachtete, war Celia in Don Carlos Pallast. Dieser edle Spanier hatte ein wohlthätiges Herz, und einen Geist, der von allen Vorurtheilen frey war. Alle Mittel wurden angewandt zu Celiens Erholung. Gleich wie eine Lilie lag sie da, und ungeheuchelte Unschuld thronte auf ihrer Stirne. Sie öffnete ihr Auge, sah umher, und ihre Wange röthete sich allgemach, wie die Narcisse beym Wiederschein der Morgenröthete.

Wo ist Isogin, sprach sie, mein Geliebter?

Härme dich nicht, gutes Mädchen! sagte Don Car-

los; es wird für ihn, wie für dich ge'orgt werden. Denke nur auf deine Erholung — dein Glück laß mich besorgen.

Celia. Wer bist du, der du so gutthätig bist? Bey dir möcht' ich wohl wohnen. Komm, rufe Jsogin, wir wollen beysammen bleiben.

Don Carlos. Das wollen wir auch, gutes Mädchen — — O wie ganz Unschuld, wie ganz Liebe ist sie! —

Hier machte Don Carlos eine ernste Ueberlegung. Die Natur, sagte er, bildet doch die Menschen edler als alle Erziehung; das will aber auch heißen, unverdorbene Natur. In Staaten kennen wir dieses Wort selten mehr. Verdorben sind unsere Säfte, und Laster erben sich schon im Geblüt, und pflanzen sich vom Vater zum Sohn bis zum späten Enkel. Tugend ist in der simplen Natur; Laster entstehen erst durch die Kunst. O wie elend ist unser Zustand, wenn wir ihn gegen Einfalt und Unschuld halten! — —

So träumte Don Carlos, und Celiens schlummernde Schönheit hatte die mächtigsten Reitze für sein Herz, das ganz für sie schlug.

Was wollte ich thun, sagte er zu sich selbst, wenn Celia mein wäre! — Glücklich müßte man an ihrer Seite gewiß seyn, doch fern sey von mir der Gedanke! Sie liebt Jsogin; — mein Geschäft sey nur, sie glücklich zu machen und ihren Geliebten zu retten.

Dann stand er wieder eine Weile vor Celien, und sein Auge weidete sich an ihren Wangen, und konnte sich nicht satt sehen.

Celia erwachte wieder, und sein schönes Auge öffnete sich wie der blaue Azur des Firmaments, den eine weiße Wolke verdeckte. Ihre Lippen waren wie zwey Korallen, die der Schaum des Meeres im Sturme verhüllte; lächelnd enthüllten sich ihre Zähne wie Perlen, die neidisch noch halb von der Schaale bedeckt sind. Ihr Blick wandte sich zum Himmel, und ihre weiße Hand streckte sich nach ihrem Gutthäter aus. Sie sah ihn an, und eine Thräne fiel wie der Thau am Morgen auf Carlos Hand, die Celia an ihren Busen drückte. Heftig schlug ihr Herz, und ihre ganze Sprache war — Isogin! —

Binnen der Zeit, als Celia bey Carlos war, schmachtete Isogin im Kerker. Traurig staunte sein Auge die Mauern an, die ihn einschloßen. Er betrachtete die Bande, die ihn fesselten, und wußte nicht, was er aus alle Dem machen sollte, was er sah und was ihm begegnete. Der erste Gedanke, der in seiner Seele aufstieg, war Zweifel, ob die Geschöpfe, die ihn so behandelten, auch Menschen wären.

Ihre Bildung, sagte er, ist zwar Celien sehr ähnlich; sie sind weiß, wie sie ist — aber ihr Herz — — nein! das ist Celiens Herz nicht. Inden er so dachte,

wurde er vom Kerkermeister zum Verhör gerufen. Ein dicker phlegmatischer Richter wartete seiner; ein Mann der schon Hunderten das Todesurtheil sprach, ohne daß je eine Thräne in sein Auge stieg. Mit Freymüthigkeit näherte sich Isogin seinem Richter, der gar keine Begriffe hatte, was Richten, was Verurtheilen ist.

Wer bist du? fing Selpanos an; so hieß der Richter.

Ein Mensch, erwiederte Isogin, wie du; geboren zum Genuß, und zur Freude; erschaffen von Dem, der dich erschuf, und erhalten von der Natur, die dich nährt.

Selpanos. Weißt du die Ursache deines Verhafts?

Isogin. Die weiß ich nicht.

Selpanos. Hast du dich keines Verbrechens schuldig gemacht?

Isogin. Wenn ich diese Frage beantworten soll, so sage mir vorher, was Verbrechen ist.

Selpanos. Verbrechen ist, den Gesetzen zuwider handeln, Aufruhr im Volke machen, und Unglück verursachen.

Isogin. Wenn das Verbrechen ist, so weiß ich mich keines Verbrechens schuldig. Ich handelte den

Gesetzen der Natur und meines Herzens niemals entgegen; ich vertheidigte sie vielmehr, und der Beweis davon sind meine Wunden. Höret mich, Selpanos! ich bin ein Naturmensch; kenne eure Gewohnheiten, euer Herkommen, eure Gesetze nicht; aber etwas ist in meinem Herzen, das mir sagt, daß ich meine Denkart nicht um die eurige vertauschen wollte. Aber sage mir, wer bist denn du, der du mich so fragst?

Selpanos. Ich bin dein Richter.

Isogin. Was will das heißen?

Selpanos. Ich bin Der, den die Gottheit und der König aufgestellt haben, Recht und Unrecht zu untersuchen, den Bösen zu bestrafen, und den Guten zu belohnen.

Isogin. Der bist du? — Nun wohl mir! So flehe ich zu dir um Gerechtigkeit und Rache der beleidigten Natur. Ich lebte auf einer öden, verlassenen Insel glücklich, genoß Freuden der Natur an der Seite meiner Celia; da kamen Ungeheuer an unsere Ufer, rissen mich aus den Armen der Natur, nahmen mir meine Celia, meine weiße Bärin, die mich nährte, und Alles, was mir theuer war. Wenn du der Mann bist, dem die Gottheit die Gewalt gab, die Bösen zu strafen, so strafe die, die mir meine Celia raubten.

Doch nein! strafe sie nicht. Wenn je ein Menschenherz in ihrem Busen schlägt, so muß sich ja ihr Ge-

Staatliche Bibliothek Passau

fühl rühren, und ihre Seele ihnen Vorwürfe über die Beleidigungen machen, die sie mir zufügten.

Unermessene Räume trennen uns von einander; ich war glücklich, kannte euch nicht, verlangte euch nicht zu kennen, und ihr reißt mich aus dem Schooße der Ruhe, und liefert mich dem Verderben. O du! wenn du je eine Thräne der leidenden Menschheit geweint hast, erbarme dich des armen Isogin, und gib mir Celien wieder!

Selpanos. Welches Recht hast du auf Celien?

Isogin. Welches Recht, fragst du? Sie ist meine Geliebte, ist mein Weib.

Selpanos. Dein Weib, Elender! — Wer gab sie dir zum Weibe? Wer verheirathete euch?

Isogin. Gott und die Natur gaben mir Celien zum Weibe, und unsere Herzen waren die Bande unserer Liebe.

Selpanos. Nach den Gesetzen unsers Landes ist deine Heirath nicht giltig; Celia kann dich ohne Vorwürfe verlassen.

Isogin. Mich verlassen? — Nein, das kann Celia nicht. Sterben wird sie, aber nie ihren Isogin verlassen. Ach, Selpanos! in welchem barbarischen Lande wohnet ihr? Sind denn bey euch die Triebe des Her-

zens, die Triebe der Natur nicht heilig? Ist nach euren Gesetzen nicht die mein Weib, die mich liebt, die ich wieder liebe! Sind Freundschaft, gegenseitiges Wohlwollen nicht die Bande, die uns ketten? Sind die Schwüre unsers Herzens nicht so heilig als die eurigen? Sagt, was soll ich thun, daß Celia auch in eurem Lande mein Weib ist? ich will mich gerne euren Gewohnheiten unterwerfen.

Selpanos. Du willst dich gerne den Gewohnheiten des Landes unterwerfen, sagst du? Du mußt, denn du bist Sklave.

Isogin. Was heißt dieser Name?

Selpanos. Du bist das Eigenthum des Mannes, der dich eroberte; er kann mit dir machen, was er will; dich verkaufen, verschenken, tödten.

Isogin. Wer gab ihm dieses Recht? Recht! — Was Recht! eine Lüge ist's, eine Lüge der Gewalt, nicht Recht. Recht ist das, was mir mein Herz, was mir die Natur sagt, und mein Herz sagt mir, daß ein jeder Mensch ist; daß ich meinem Bruder nicht thun soll, was ich nicht will: das sagt mir mein Herz, und wenn das eurige euch andere Dinge sagt, so glaubt mir nur, es ist eine Lüge.

Selpanos. Vernünftle nicht zu viel, Armseliger! Du hast den Staat und die allgemeine Sicherheit beleidigt; du bist dein Leben durch verurtheilt zur Galeere.

Isogin wurde in den Kerker zurückgeführt und nach einigen Tagen auf die Galeere gebracht. Die weiße Bärin verließ seit der Zeit, so sehr verwundet sie war, die Thüre des Gefängnisses nicht, und als man Isogin nach dem Hafen führte, folgte sie ihm bis ans Ufer. Da warf sich Isogin zu Boden, streckte seine Hände zum Himmel, und rief um Barmherzigkeit. Doch vergebens; Henkersknechte peitschten ihn mit Stöcken auf, rissen die Bärin aus seinen Armen, warfen ihn mit Gewalt in die Galeere, und segelten fort, ungeachtet aller seiner Thränen. Die weiße Bärin sprang in die See und schwamm so lange dem Schiffe nach, wo Isogin war, bis sie ermüdet unterging, und in den Grund sank.

Don Carlos schickte täglich in den Kerker, und erkundigte sich um Isogin, und Selpanos, der seiner Gutthätigkeit lachte, täuschte ihn immer, bis Don Carlos erfuhr, daß der arme Isogin fort war.

Diese Nachricht war schmerzend für Carlos Herz; er fürchtete Alles für Celien; doch faßte er sich wieder, indem er sich entschloß, den König von der Sache zu benachrichtigen. Täglich brachte er die meisten Stunden bey Celien zu, und schwatzte ihr immer von ihrem Isogin vor, tröstete sie, und weinte manchmal lang mit ihr. Endlich war es vergebens, ihr länger ein Geheimniß zu verhüllen, das vielleicht Celien das Leben kosten würde. Sie drang so sehr in Carlos, um ihren Isogin

zu sehen, daß ihr endlich Carlos das traurige Schicksal Isogins entdeckte.

Celia weinte nicht; sie heftete ihren Blick starr zur Erde, und ganze Tage lang entfloh ihrem Munde weder ein Seufzer, noch entfiel ihrem Auge eine Thräne; nur drückte sie oft Carlos bei der Hand, und geberdete sich manchmal wie eine Wahnsinnige.

Celiens Schmerz marterte den guten Carlos, und er hätte die Hälfte seiner Tage gegeben, denn er liebte sie.

Alles, was erfinderische Liebe vermag, erdachte Carlos, um Celiens Schmerzen zu zerstreuen; aber vergebens waren seine Bemühungen. Manchmahl in Mitte der Freude sank Celia hin, und weinte die bittersten Thränen ihrem armen Isogin. O Carlos! sagte sie einst, wie ganz glücklich wäre ich, wenn Isogin so bey mir wäre, wie du. Weißt du, Carlos! nach Isogin bist du mir der liebste der Sterblichen; wenn wir nun alle drey bey einander wären, wie wollten wir des Lebens Freuden genießen! Ich liebte Isogin und dich, Isogin liebte dich und mich, und du liebtest mich und Isogin; denke, welche Wonne, welche Seligkeit!

Carlos. Du denkst es so, gutes Kind! allein glaube mir, Isogin würde minder glücklich seyn, als du dir einbildest, wenn du auch mich liebtest; er würde eifersüchtig seyn, denn die Männer wollen nur

die Besitzer eines einzigen Herzens seyn, ohne diesen Besitz zu theilen.

Celia. Das mag bey euch seyn, aber Isogin ist gewiß nicht so. Sieh doch die Natur an, sie ist nicht geizig; niemand hat ein ausschließendes Recht in ihrem Gebiethe. Ich wollte so Viele lieben, so unendlich Viele, die dir und meinem Isogin gliechen; Jeden wollte ich lieben, und doch keinen mit Vorzug, und wenn ihr Alle wirklich gut wäret, so müßte es euch ja lieb seyn, denn wir Alle wären doch nur Eines.

Carlos. Du bist ein wunderliches Mädchen, und kennst dich und die Menschen noch nicht. Glaube mir, Celia! die Sache verhält sich ganz anders; unsere Mädchen sollten nur Einen Gegenstand lieben.

Celia. Geschieht es aber nun auch?

Carlos. Das ist freylich eine andere Frage.

Celia. Ha! da siehst du, daß die Sache nicht in der Natur ist.

Carlos. Celia, warum nicht?

Celia. Es müßte ja sonst geschehen.

Carlos. Du unterscheidest Liebe und Freundschaft nicht, Mädchen! Liebe schränkt sich nur auf einen Gegenstand ein; Freundschaft umfaßt mehrere: wenn du nun wieder in deine Insel zurück müßtest, und dürfte

dich Isogin oder Carlos begleiten; wen würdest du wählen? —

Celia. Isogin! aber du verzeihst mir; ich bin dir doch auch gut.

Carlos. Wenn es nun aber auch von deiner Wahl abhinge, Einem von uns das Leben zu retten; wem würdest du den Vorzug geben, deinem Isogin, oder mir?

Celia. Beyde müßtet ihr leben.

Carlos. Wenn du aber unmittelbar wählen müßtest?

Celia. So wollte ich für euch sterben.

Carlos. Wenn aber auch das nicht seyn könnte?

Celia. So stürben wir alle mit einander.

Carlos. Edles Kind! wie schön ist die Unschuld in der ungeheuchelten Natur.

Carlos hatte tausend Unterhaltungen mit seinem naiven Mädchen, und viele Große besuchten ihn, um Celien zu sehen. Da sie schön und reitzend war, so zog sie das Auge des Wollüstlings bald auf sich, und Pedro Danaltos, ein reicher aber unverschämter Mensch, wandte Alles an, um Celien zu erobern.

Es gibt Menschen, die, wenn sie reich und von Adel sind, sich einbilden, daß jedes Mädchen, wie eine Waare,

ihnen eigen seyn muß. Sie sind wie eine Raupe im Garten, schleichen nach jeder aufkeimenden Blume, und Genuß ist ihr Wunsch. Dann welkt die weggeworfene Blume, und der Gärtner sieht sie mitleidig an, und eine Thräne steigt in sein Auge; weinend ruft er aus: Ach! wie Schade ist es für die Blume, daß sie die Hand eines Wollüstlings gepflückt hat, der sie sah, und wegwarf.

Don Carlos, der einen edlen Charakter hatte, und nichts Böses von Pedro vermuthete, gestattete ihm öfters Zutritt zu Celien. Pedro's aufwachende Gelüste vermehrten sich jeden Tag, und er brütete über ein Unternehmen, darüber es der Menschheit schauderte, ehe sein Gedanke zum Werke ward.

Carlos erlangte vom König Isogins Freyheit, und schon erwartete er ungeduldig den Tag seiner Ankunft. Er wollte Celien überraschen, entdeckte dem bösen Pedro seine Absicht, und erklärte sich, daß er Celiens und Isogins Glück besorgen wolle.

Isogin kam an und am Ufer erwartete ihn schon Pedro. Gleich bey seiner Ankunft gab er sich als seinen Befreyer aus. Ich, guter Mohr! sagte er, habe dich dem Elende entrissen, in dem du warst. Weißt du wohl, daß der boßhafte Don Carlos die einzige Schuld deines Unglückes ist? Er raubte dir Celien, er ist die Ursache, daß man dich auf die Galeere brachte — er, der Unmensch! — Isogin! wenn du Celien sehen würdest,

wie unglücklich sie ist, du würdest dich der Thränen nicht enthalten. Aber weißt du was, räche die Bosheit, wenn du Celien willst, rette sie aus den Ketten des Barbaren; hier hast du einen Dolch — du verstehst mich. Tödte ihn, ich will dich schützen. So sagte Donaltos, und führte Isogin bis an Carlos Pallast. Eben wollte dieser Celien ans Ufer führen, als der Mohr an der Schwelle des Pallastes mit funkelnden Augen stand. Carlos erblickte ihn, eilte mit offenen Armen auf ihn zu, und der Betrogene stieß den Dolch in Carlos Herz, und tödtete seinen Wohlthäter. Was thust du, Unglücklicher! schrie Celia; du tödtest Den, der dir die Freyheit, der dir Celien wieder gab. Don Carlos ist dein Freund.

Mein Freund! schrie Isogin, hat er dich denn nicht unglücklich gemacht? —

Celia. Unglücklich? — Er hat mich ja dir wieder gegeben, er hat dich losgekauft.

Da stürzte Isogin auf Carlos hin, und Celia überhäufte mit Küssen den sterbenden Carlos.

Don Pedro kam bey diesem Lärmen herbey, lachte heimtückisch unter der Thüre des Pallastes, denn er war schon lange Carlos Feind. Es ist nothwendig, daß man sich des Mörders bemächtige, sagte er. Isogin wurde wieder in den Kerker gebracht, und Celiens versicherte sich Pedro. Don Carlos wurde auf sein Zimmer getragen, und Aerzte eilten herbey, ihn zu retten.

Mensch in der Gesellschaft! Wer bist du doch: zu welchen Schandthaten bist du nicht aufgelegt! Um deine Leidenschaften zu befriedigen, um deine Plane auszuführen, ist dir nichts heilig in der Natur. Wer ist der Mörder, Isogin oder Pedro? Unter dem Schein der Freundschaft bemächtigte sich der Listige einer arglosen Seele, uns brauchte die Einfalt zum Mord und die Unschuld zum Verbrechen. Was will aber das sagen? Isogin, er ist ja nur ein Mohr, — ja wirklich ein Mohr, schwarz wie die Nacht, und doch weiß wie die Lilie, wenn dieser Ausdruck das Bild einer guten Seele mahlt. Eure Haut ist weiß, Europäer! und eure Seele schwarz. Gewohnheiten und Laster verunstalten euch, und drücken das Gepräge der Hölle auf manche Stirne.

Naturmensch, Isogin! du bist meinem Herzen werth; komm in die Arme der Ruhe, laß mich's fühlen in einer einsamen Gegend, wie edel die Bestimmung des Menschen ist, und wie abscheulich ihn das Laster in Städten verunstaltet hat.

Arme Celia! was wird aus dir werden? Pedro ist nicht Carlos; deine Thränen werden keinen Eindruck auf ihn machen, er wird dich nicht lieben, sondern nur sich selbst, und du wirst das Opfer seiner Gelüste seyn. — — Ja, sie wäre es gewesen, wenn nicht die Gottheit für sie gesorgt hätte.

Carlos erholte sich wieder, und die Aerzte setzten ihn bald durch ihre Sorgfalt außer Lebensgefahr. Sein erster Gedanke, als er wieder zu sich kam, war Isogin, war Celia. Krank noch, wie er war, ließ er sich zum König tragen, und erzählte ihm mit Thränen Pedro's abscheuliche That. Er erhielt Isogins Freyheit und Pedro wurde vom Hofe verstoßen. Carlos, als er wieder vollkommen hergestellt war, verließ die Stadt, lebte mit Isogin und Celie auf dem Lande, war ihr Freund, und besorgte ihr Glück. Uneigennützig und edel, wie er war, kannte er keine andere Freude, als Isogin und Celien glücklich zu sehen. Er selbst unterrichtete sie in der Religion, und lehrte sie große Begriffe von der Gottheit. Er starb in Isogins und Celiens Armen, und sein letztes Wort an seinen Freund war noch: **Wir sind alle Menschen, alle sind wir Brüder.**

Marie, die Jüdin.

Eine Erzählung.

Der Abend dämmerte nach einem sehr schwülen Sommertage, und die Natur freute sich des kühlenden Westes, der die matten Fluren erquickte. Angenehm säuselte der Zephyr im Laube, und Wohlgerüche von Blumen verbreiteten sich durch seinen zarten Fittig. Der Freund guter zärtlicher Herzen, der sanfte Mond, streute angenehm sein melancholisches Licht über die Gegend, und die Nachtigall feyerte ihr Daseyn durch das lieblichste der Koncerte.

Abraham Windisch, ein redlicher Jude, saß in seiner Gartenlaube und genoß die Freuden des kühlenden Abends. Marie, seine Tochter, war bey ihm; ihr Arm umschlang den gebeugten Nacken des Alten, und eine Thräne netzte sein Silberhaar, das wie der Schnee beym Mondlicht glänzte.

Mitleidig sah der Alte seine Tochter an, und stille Ahnungen für die Zukunft kümmerten sein Herz. Er seufzte und sah öfters zum Himmel. Seufzet doch nicht, lieber Vater! sagte Marie; ihr zerreißet mein Herz; was fehlt euch denn, daß ihr eure Augen so

zum Himmel wendet? Euer Herz schlägt, Vater! — Laßt euch die Thräne von eurer Wange küssen, auf der sie zittert!

O Marie! erwiederte Windisch, ich bin alt, und fühle meine Entkräftung; bald werde ich den allgemeinen Tribut der Menschheit zahlen; bald wird Abraham nicht mehr seyn. Ich zittere nicht, liebe Marie! für den Augenblick, der mich zu meinem Vater ruft, denn ich habe mit Gottesfurcht vor dem Herrn gewandelt. Aber dich zu verlassen! liebe Marie! dich, die du die Freude meines Alters bist — das kömmt mir schwer an.

Marie. Lieber Vater! Die Gottheit wird euch noch lange für eure Marie erhalten.

Abraham. Ihr heiliger Wille geschehe, Marie! Wenn die Menschen nicht so böse wären, so würde ich weniger für dich zittern. Du bist jung, Mädchen! und bist schön, und daher tausend Gefahren mehr ausgesetzt. Jugend und Schönheit sind gefährliche Feinde der Mädchen. Ich kannte manches sanfte Geschöpf, das unschuldig wie die Rose blühte; da kam ein Bube, riß die Rose vom Stock, und entblätterte sie vor der Zeit.

Marie. Der Himmel wird mich schützen. Ihr wisset doch, Vater! mein Herz ist nicht böse; ich gehorchte euren Grundsätzen —. —

Abraham. Freylich nicht böse; gut ist dein Herz, Marie! und eben darum sorge ich für dich. Jedes gute Herz hat aber seine Schwäche; das gute Herz wird gern betrogen, das gute Herz betrügt sich gerne selbst; — wenn nur die Folgen dieses Betrugs nicht allemahl so traurig wären. O Marie! Alter und Erfahrung lehren uns viele Sachen auf dieser Welt. Es gibt Umstände, wo eine gestählte Seele dem Menschen nöthig wäre; die rauhen Winde verträgt die Rose nicht.

Marie. Lieber, theurer Vater! Die Gottheit die über uns Alle wachet, die hört es, daß ich euch schwöre, euren Lehren treu zu seyn, die ihr mir von Jugend auf beygebracht habt; ich will mit Furcht und Liebe vor Dem wandeln, den ihr mich gelehrt habt anzubethen.

Abraham. Gutes Kind! der Vater aller Menschen lohne deinen Gehorsam, deine Liebe! —

Marie war das beste Mädchen; rein wie die Taube, und unschuldig wie das Lamm. Die Unschuld erhöhte ihre Schönheit, und die Einfalt der Natur adelte ihre Reitze. Ihr Auge war schön, wie das Auge einer jungen Lerche, die sich zum erstenmahl himmelan hebt, und der Gottheit ihr Lied singt; und ihr ganzes Wesen war einer Blume ähnlich, die unter der Obsorge des Gärtners aufwuchs.

Marie war fünfzehn Jahre alt, als Hayum Gabriel bey ihrem Vater um sie warb. Gabriel war ein

guter Junge; er wurde von Jedem geliebt, denn er war dienstfertig und redlich. Marie war ihm schon lange hold, und oft sagte sie schon zu ihrem Vater: wenn ich mir einen Jungen zum Mann wählen müßte, so wäre es Gabriel.

Die Heirath ward richtig, und binnen einem Monath war Marie Gabriels Gattinn. Der alte Abraham genoß die freudigsten Tage seines hohen Alters und starb froh in den Armen seiner Marie, als er sie noch segnete.

Vier Jahre ungefähr lebte Gabriel glücklich und zufrieden an der Seite seiner Marie, als er im fünften Jahre seiner Heirath mit einem Herrn von Nelkenthal in ein Handlungsgeschäft verwickelt wurde, das die Ursache von Gabriels Unglück war.

Nelkenthal war ein reicher Wollüstling, der weder Religion noch Sitten hatte; der zu nichts in Gottes Natur gut war, als zu einem Müßiggänger; seinen Verlust hätte die liebe Mutter Natur nicht mehr vermißt, als den Untergang einer schlechten Kantaride; so ganz unnütz war seine Existenz. Sein ganzes Geschäft war — nichts zu thun. Mädchen und Spiel waren seine Leidenschaften; in der ersten handelte er niederträchtig; in der zweyten betrügerisch. Wo er ein schönes Mädchen oder Weib sah, jagte er ihnen nach, wagte Alles, um seinen Endzweck zu erreichen, und nichts scheute ihn zurück, weil er weder edle Gefühle noch feine

Empfindungen besaß. Die Unterthanen, denen das Schicksal diesen Menschen zum Gebieter gab, waren höchst unglücklich, denn er besuchte nie seine Rittergüter, als wenn er wieder Geld nöthig hatte, und seine Unterthanen in die Presse legte, die sein Verwalter so vortrefflich zuzuschrauben wußte, daß Mark und Blut mit dem Gelde floß.

Nelkenthal wurde längst durch Mariens Schönheit aufmerksam gemacht, und schon brachte er manche schlaflose Nacht zu, und spekulirte, wie er sie erobern könnte.

Baron Lustig war einer seiner vertrautesten Freunde, ein Spießgesell seiner Laster, ein würdiger Freund seiner Begierden.

Lustig! sagte Nelkenthal, kennst du die schöne Jüdin?

Lustig. Ob ich sie kenne? — Nenne mir ein schönes Mädchen oder ein schönes Weib in der Stadt, das ich nicht kenne.

Nelkenthal. Was hältst du von ihr?

Lustig. Sehr viel Gutes.

Nelkenthal. Glaubst du, daß was zu machen wäre?

Luftig. Darnach die Sache angefangen wird. So leicht wird es nicht seyn.

Nelkenthal. Wie das? Ist ihr Mann eifersüchtig?

Luftig. Natürlich! ein entsetzlicher Jammer über diesen Punkt.

Nelkenthal. Versteht er einen Spaß?

Luftig. Nicht viel. Man muß aber auch teuflisch spaßig seyn, wenn man Lust darin findet, sich sein Weib wegkappern zu lassen.

Nelkenthal. Du nimmst die Sache zu genau. Liebt er Geld?

Luftig. Wer liebt das Geld nicht? —

Nelkenthal. Getroffen, Freund! ich will mich ausziehen für das Weib.

Luftig. Nur nicht so hitzig; sachte, sachte! Es ist in dergleichen Fällen nicht genug, wenn man die schwache Seite des Mannes kennt, man muß auch die des Weibes kennen, und wenn man dann auf einen Wurf zwey treffen kann, ohne daß man doch zu viel einsetzt, so ist's immer besser.

Nelkenthal. O du bist ein göttlicher Mensch! Ich will's dir reichlich vergelten, Baron; nur hilf mir!

Lustig. Vor Allem mußt du des Juden Bekanntschaft suchen. Das ist zwar leicht: Handel und Wandel gibt dir Gelegenheit. Dann lerne den Charakter des Weibes kennen; das ist härter. Doch kurz, wenn du mir hundert Louisd'or zahlst, so soll das Weib dein seyn. Ich wette mit dir, was du willst, ich will den Juden prellen; ich weiß ein Geheimniß. — —

Nelkenthal. Gut! Hier sind hundert Luisd'or. Nun das Geheimniß. —

Lustig. Wohl! Für seinen guten Freund wäre es ein Verbrechen, länger ein Geheimniß zu haben. Höre mich also. Im kenne der Jüdin Charakter schon lange; schon als ein Mädchen kannte ich sie, und kam öfters zu ihrem Vater ins Haus, der mir manchmahl — ich muß es zu seiner Ehre sagen — sehr uneigennützig aus der Noth half.

Nelkenthal. Aus der Noth half! — Also wirst du ein Bedenken finden, seine Tochter —

Lustig. Zu verführen? nein, im geringsten nicht. Das Kind ist todt, die Gevaterschaft hat sein Ende, und zu dem weiß ich's gewiß, daß es Abrahams seligem Schatten zur Ehre gereichen wird, daß wir seiner Tochter so viele Vorzüge geben.

Nelkenthal. Spasse nicht, und sage.

Lustig. Gut! Das Mädchen war von Jugend auf höchst schwärmerisch. Mit Geld wird nicht

viel zu machen seyn, sie sind reich; man muß die Attaque von einer andern Seite machen. Wie wäre es, wenn ich mich unter dem Vorwand der Tugend in Gabriels Haus schlich, die Schwärmerey des Weibes benützte, und sie nach und nach zur Veränderung ihrer Religion überredete? Das wäre der herrlichste Streich. Dann, Nelkenthal! wäre sie dein. Verstoßen von den Ihrigen, beraubt vom Vermögen, wie eine Bettlerinn würde sie herumwandeln; dann könntest du dich ihrer aus Menschlichkeit annehmen; die Noth würde sie zwingen, von dir abzuhangen, und das Übrige würde sich selbst geben, und die Welt würde dir noch mit dem Nahmen eines Edelmüthigen lohnen. Ha ha ha! — Wie trefflich war das ausgedacht!

Hier umarmten sich die schwärzesten der Bösewichter, denen nichts in der Natur heilig ist, und Luftig arbeitete, seinen Gedanken ins Werk zu setzen.

Der Ewige, der durch einen Hauch solche Würmer zerstören könnte, läßt oft zu, daß ihre Bosheiten zu Werk werden; theils um den Tugendhaften zu prüfen; theils um die Stärke seiner Gnaden denen zu zeigen, die er liebt.

Gabriel mußte verreisen, und binnen der Zeit schlich sich der schlimmste der Menschen zu seiner Gattinn. Unter dem Scheine der Heucheley brachte er es so weit, daß Marie alles Zutrauen auf ihn hatte. Ihr

gutes Herz sah keine Täuschung in der Miene des Bösewichts, und er überredete sie, ihre Religion zu verlassen. Bestimmt war der Tag und voll von gutem Herzen folgte Marie dem Verführer. Er nahm sie auf Nelkenthals Schloß, und ließ sie in der Religion unterrichten, um jeden Schein der Verführung in den Augen des Volks zu vermeiden.

Marie ward getauft, und Alles wunderte sich über Nelkenthals Großmuth, der sich so edel für die Jüdin verwendete. Bald aber entlarvte sich das Ungeheuer, und entdeckte der schönen Marie seine Absicht. Marie konnte die Größe der Bosheit nicht begreifen, als sie aber die Bösewichter in ihrer ganzen Blöße sah, als sie ihr ihr Elend vorwarfen, sie bedrohten, sie der Armuth Preis zu geben, wandte sie ihr Aug' zum Himmel, und seufzte so zu der Gottheit:

Gütiges Wesen! Dir zu gefallen, nach deinen heiligen Gesetzen zu leben, war die Ursache, daß ich meiner Väter Religion verließ; Alles verließ, was mir theuer in der Welt war — Vermögen, Mann und Kinder. Meine Absicht war rein; dir ist mein Herz bewußt; dir allein wollte ich angehören: ist es menschlich, daß man mich von der Seite der Tugend hinterging, daß man meine Schwäche benützte, mich unglücklich und elend machte? —— Dir, Allgütiger! der du über jedes Geschöpf wachest, dir sey's geklagt; ich will über deine Ver-

hängnisse nicht murren. Du wirst mein Retter seyn, denn die Thränen der Unschuld steigen zu deinem Thron.

So sagte Marie, ein Strom von Thränen floß aus ihren Augen und hingestreckt warf sie sich zur Erde; die Blumen waren benetzt von ihren Thränen. Vergebens waren Nelkenthals Bemühungen; sie stieß ihn von sich, und ein Blick voll Verachtung ließ ihn seine ganze Niederträchtigkeit fühlen. Flieh, Elender! rief sie, flieh tief unter die Menschheit! verstecke dich in Höhlen, wo giftige Schlangen wohnen, um selbst Schlangen noch durch dein Daseyn zu verscheuchen. Auswurf der Natur! Du glaubst, daß Armuth meine Tugend beugen könne? aber du verkennst mich. Ueberzeugung war in meinem Herzen, als ich meine Religion verließ, nicht Leichtsinn. Die Lehren der Eurigen sind heilig, und werden der Trost meines Elends seyn.

O Gabriel! wie wirst du von deiner Marie denken! Nie hat sie dich beleidiget, und in deinen Augen scheint sie vielleicht selbst der Tugend wegen eine Verbrecherinn; o das ist das Einzige, was mich elend macht. So seufzte Marie und verließ Nelkenthals Schloß wie eine Bettlerin, und nährte sich mit Milch und Brod, das ihr gute Leute gaben.

Binnen der Zeit, als Marie das Opfer menschlicher Bosheit und des Elendes war, gingen Gabriels Geschäfte glücklich. Er sehnte sich nach der frohen Stun-

de, die ihn den Armen seiner Gattinn wieder geben sollte, und eilte voll süßer Hoffnungen zu seiner Familie. Wie unerwartet war ihm aber sein Schicksal, als er bey seiner Ankunft Marien nicht mehr sah. Blaße Gesichter wandelten im Hause herum und keiner seiner Diener getraute sich seinen Blick gen Gabriel zu erheben. Seine Freunde weinten, und Gabriels Feinde lächelten. Was soll dieses Alles heißen? sagte Gabriel; wo ist mein Weib? Sie ist fort, sagte man ihm, verließ ihre Religion und warf sich in die Arme eines Leichtfertigen, der um sie buhlte. Das ist eine Lüge, sagte Gabriel; Marie ist einer solchen Handlung nicht fähig. Sollte sie ihre Religion verlassen haben, so mußten sie überzeugende Gründe zu diesem Schritte verleitet haben; aber eine niedrige That hat sie nie gethan. Ich kenne ihr Herz, bin ihr Mann, und nicht der Tyrann ihres Gewissens. Ist Marie in der Religion glücklicher, die sie annahm, als in der meinigen, so soll sie unumschränkte Freyheit haben; sie wird immer mein Weib, meine Gattinn seyn. So erhaben, so edel dachte Gabriel. Es murmelte zwar die halbe Sinagoge wider ihn; allein, er, ein Mann ohne Vorurtheile, achtete das Hohngelächter der Thoren nicht, und ging fort, seine Marie aufzusuchen.

Nach langem fruchtlosen Bemühen verzweifelte Gabriel bald, seine Marie wieder zu finden. Kummervoll lagerte er sich unter einen Baum, und Thränen des Kummers und der Liebe floßen aus seinen Augen. Warum

hast du mich denn verlassen? Marie! so seufzte er; kanntest du denn deinen Mann so wenig? Glaubst du denn, daß ich so voll von Vorurtheilen sey, daß ich dich eines Schrittes wegen hassen würde, an dem dein gutes Herz Ursache war? Immer liebtest du deinen Gott, immer die Menschen, und weil du glaubtest, in der Religion, die du annahmst, deinem Gott besser zu dienen, ihm mehr zu gefallen, so soll ich dich hassen? — Pfui der Schande! Wie unmenschlich wäre dieß gedacht! Es mag der Rabbiner den Religionshaß in meiner Seele anfeuern, wie er will, so höre ich doch eine weit heiligere Stimme in meinem Herzen, die mir sagt, daß man Menschen ihres Glaubens wegen nicht hassen soll. So sprach Gabriel, und stille Zufriedenheit seines Herzens lohnte seine natürliche Denkungsart.

Sechs ganze Jahre brachte Gabriel mit fruchtlosem Bemühen zu, seine Gattinn aufzusuchen, da er aber doch immer die Hoffnung nährte, sie wieder zu finden, so verlor er seinen Muth nicht.

Spät war es im Herbst, als Gabriel müde von der Reise sich auf einen Hügel hinstreckte, und die schöne Gegend übersah, die vor ihm da lag. Er betrachtete aufmerksam einen Bauer, der seine Felder pflügte, und voll frohen Muthes war. Der Mann sang, und trillerte, und seine zufriedene Miene verkündigte die Ruhe seiner Seele. Die Neugierde reitzte Gabriel, mit diesem Manne näher

bekannt zu werden. Er erhob sich, trat näher, und fing so mit ihm zu sprechen an:

Gabriel. Ihr scheint mir vergnügt zu seyn, guter Alter?

Der Bauer. O ja! das bin ich, vergnügt, wie es vielleicht nicht einer der Menschen seyn wird.

Gabriel. Was macht euch denn so vergnügt?

Der Bauer. Gottes Segen, und mein Herz. Ich habe seit einigen Jahren eine arme Jüdin angenommen, die sich hat taufen lassen, und seit der Zeit gedeiht ihr Alles wohl. Marie ist aber auch eine so gute Seele, es gibt so eine nicht bald in der Welt.

Gabriel. Marie? was sagt ihr? Marie ist bey euch? — könnte man sie wohl sprechen?

Der Bauer. O ja! Wenn ihr sie kennt, kommt mit mir; es ist ohnehin schon spät. Wollt ihr euch mit meiner Hütte, und schlechten Kost begnügen lassen, so will ich euch Nachtherberge geben.

Gabriel ging mit dem Bauer, und fand die gute Marie in seiner Hütte. Wer kann die Freude schildern, die der Redliche empfand? Umarmungen und Thränen waren die Sprache der Liebenden. Ich habe meine Gattinn wieder! schrie Gabriel; ich meinen Gatten wieder! rief Marie, und sie umarmten sich, als hätten sie sich jenseits des Grabes wieder gefunden.

Du bist also für mich nicht verloren, sagte Gabriel; du einzige Geliebte meiner Seele! Wie viele Thränen hast du mir gekostet, Marie! Aber sieh doch, Wie du abgehärmt bist! Die Rose auf deiner Wange verwelkt, und der jugendliche Schmuck floh von deiner Stirne, wie die Baumblüthe, wenn sie der Reif am Morgen versengt. Aber du lebst noch, bist noch mein, bist noch edel und tugendhaft; ich lese es in deinem Auge, in deinen holden Blicken, daß du noch immer Marie bist, wenn du auch schon deinen Gatten verlassen konntest. Verlassen! erwiederte Marie; o nein! du betrügst dich, Geliebter meiner Seele! Nie war mein Herz von dir entfernt, nie konnte ich meinen Gatten vergessen. So sprach Marie, und ein Strom von Thränen, der aus ihren Augen floß, schwemmte ihre Worte von den holden Lippen; sie legte ihr Haupt auf Gabriels Schultern, und ihr Herz schlug heftig an dem seinen. Wir wollen wieder beysammen leben, fing Gabriel nach einer ziemlichen Pause an, und das, was zwischen uns vorging, soll unsere Herzen nicht trennen. Du bist eine Christin und ich ein Jude; lebe Du nach deinen Grundsätzen, nach deiner Religion; ich nach der meinigen, und Gott wird sich über uns erbarmen.

Gabriel beschenkte den Bauer reichlich, bey dem seine Marie war, und führte seine Gattinn nach der Stadt zurück, wo er wohnte. Als Gabriel aber dort ankam, so wurde er von dem Rabbiner gerufen, und

dieser erklärte ihm, daß er mit Marien als einer Getauften nun nicht mehr leben dürfe. Gabriel war äußerst betroffen; er bat um einige Tage Aufschub, und als am fünften Tage sich die Priester und Gelehrten in der Synagoge versammelten, so trat Gabriel vor ihnen auf, und die Sprache, die er führte, war diese:

»Ihr Auserwählten des Volks, und du, heilig»ster der Priester! gönnet dem niedrigsten aus eurer »Gemeinde euer Gehör, und erlaubt mir, daß Gabriel »zu euch reden darf.«

Der Priester winkte ihm mit einem gütigen Blicke zu, und Gabriel fuhr weiter fort:

»Marie ist meine Gattinn und die Mutter meiner »Kinder. Natur und Menschheit fordern euch auf, diese »Unglückliche zu vertheidigen, denn man will das ge»liebte Weib den Armen ihres Gatten, und die Mutter »ihren Kindern entreißen. Vor dir, großer Priester »der Gottheit, klage ich die Ungerechtigkeiten der Men»schen an, die sich zum Untergange des Redlichen ver»schworen haben; dir, dem der Allgütige die Macht anvertraut, über den Israeliten zu sprechen, Recht und »Unrecht zu untersuchen; dir klage ich es, daß man »mir Marien entrissen.«

» Marie ist eine Christinn: hört sie aber auf, meine Gattinn zu seyn? Da sie zu einer Religion übertrat, in der sie glaubte, ihrem Gott gefälliger

zu seyn, so soll ich aufhören, sie zu lieben? — Marie ist für Gabriel noch immer seine Gattin; sie ist noch immer die Mutter für meine Kinder; ihr Gewissen ist nicht der Gegenstand der Gewalt des Mannes; ungezwungen soll sie denken und handeln, wenn sie nur eine treue Gattinn, eine zärtliche Mutter ist. Ich erkläre mich, daß ich Marien nie verlassen werde. Sie bethete im Tempel der Christen; ich in der Synagoge. Was macht das Gebäude dem Unendlichen? die großen Zinnen im großen Tempel der Natur decken Moscheen und Synagogen, in der die Gottheit allgemein, jeder Mensch heilig ist.«

Der Rabbiner war erstaunt über Gabriels Kühnheit; man sah ihn als einen Verächter der Gesetze an, und verstieß ihn mit Verachtung aus dem Tempel. Gabriel nahm sein Vermögen, und wanderte mit selbem in eine entfernte Gegend, wo er bessere Menschen zu finden glaubte.

Gabriel und Marie lebten einige Jahre lang in einem kleinen Städtchen. Unbekannt waren sie glücklich, und ihre Wünsche schränkten sich nur auf sich selbst und ihre Kinder ein. Allein die wachende Polizey entdeckte diese Menschen, und sie wurden vor Gericht gerufen. Gabriel erschien mit der Miene eines Mannes, der sich keiner unedlen That bewußt ist. Er sprach mit Wärme des Herzens, und erzählte dem Richter sein ganzes, trauriges Schicksal. Da haben

sie unrecht gethan, die Juden, sagte der Bürgermeister, daß sie Marie als eine Christin so verfolgten; aber wißt ihr was, Gabriel! ihr müßt ein Christ werden, oder Marie kann nicht mehr bey euch seyn.

Ich muß ein Christ werden? erwiederte Gabriel; ich muß! — Was will das heißen? Rechtfertigt mich die Gewalt vor Gott, wenn ich aus menschlicher Absicht die Religion meiner Väter verlasse? Ich liebe jeden Menschen, welcher Religion er immer seyn mag; ich gestatte selbst meinem Weibe uneingeschränkte Gewissensfreyheit: Marie ist mir so lieb als Christin, wie sie mir ehehin als Jüdin war; ich fordere also eine gleiche Behandlung von Menschen. Werden mich längere Jahre mit euren Gebräuchen bekannt machen, werde ich Ueberzeugung in meinem Herzen finden; ja, dann werde ich ohne Anstand ein Christ: aber aus Leichtsinn, aus Umständen, aus Menschenfurcht, aus solchen Gründen seine Religion verlassen — wäre abscheulich.

Ihr könnt thun, was ihr wollt, erwiederte der Bürgermeister; aber in diesem Augenblick wird Marie von euch getrennt werden, sie ist eine Christin, und kann und darf nicht mehr bey euch seyn.

Umsonst waren alle Vorstellungen, die Gabriel machte; umsonst waren seine Thränen, die häufig über seine Wangen floßen. Er kehrte traurig zu seiner

Marie zurück, umarmte sie, und sank trostlos an ihren Busen. Die Juden, gutes Weib! fing er endlich an, verfolgten dich, und wollten Marie von Gabriel trennen, und die Christen verfolgen mich, und trennen Gabriel von seiner Marie. Was ist zu thun? Marie! Aus Politik seine Religion verändern? Aeußerlich ein Christ werden, und im Herzen ein Jude seyn; das kann ich nicht. Gott! du siehst mein Herz, wie es gegen dich denkt; bin ich irrig, so führe du mich zum Licht, denn mein Herz wird dich im Tempel des Christen, wie in der Synagoge anbethen. Gabriel umarmte seine Geliebte, und seine Arme schlangen sich so heftig um ihren Nacken, daß sie Nichts von ihr trennen konnte. Tröste dich, Gabriel! sagte Marie; ich werde dir überall folgen. Menschen sollen mich nie von dir hienieden trennen, und die Gottheit wird es nicht thun. Ich werde die Pflichten der Christin nie vergessen, aber auch nie die Pflichten des Weibes gegen Gabriel.

Indem Marie so sprach, trat der Amtsdiener in das Zimmer, und machte ihnen den Auftrag, als ein liederliches Gesindel, sich aus der Stadt zu begeben, nachdem er ihnen vorher einen schönen Antheil Vermögens unter dem Vorwande der Gerechtigkeit entzog.

Marie und Gabriel gingen von Stadt zu Stadt, von Dorf zu Dorf, fanden nirgends Unterstützung, nirgends Hülfe. Juden verfolgten Marien; Christen Gabriel, bis sie endlich, beraubt vom Vermögen, ab-

gezehrt durch Kummer, krank und elend in einer schlechten Hütte, die weder vor Regen noch Wind ihre Bewohner schützte, nahe am Ende ihres Lebens waren. Ihre Kinder waren die Zeugen ihres Elendes, und tunkten hartes, schwarzes Bettelbrod in die Thränen ihrer Aeltern. In diesem erbarmungswürdigen Zustand traf ein vorübergehender Geistlicher diese Armseligen an. Er näherte sich ihnen, hörte ihre Geschichte, und ging wieder fort mit dem Ausruf: Gott wird seine Ursachen haben, diese Menschen so zu strafen. Einige Zeit hernach kam ein Kavalier an diesen Ort; er verirrte sich auf der Jagd, und fand diese Menschen. Gefühl und Erbarmen erwachten in seinem Herzen; der Mann war gewohnt, immer Gutes zu thun. Er tröstete die Elenden, nahm sie mit sammt ihren Kindern auf sein Schloß, und pflegte sie wie seine Freunde.

Gabriel wurde durch dieses edle Betragen innigst gerührt. Mit sterbender Stimme fragte er seinen Gutthäter: Was hat euch so edel, so menschenfreundlich gemacht? — Meine Religion, erwiederte der Kavalier; denn es ist Christus Befehl, jedem Menschen zu dienen. Gabriel weinte, umarmte seine Marie, und ließ sich den letzten Tag seines Lebens noch taufen.

Er starb, nachdem er seinem Gutthäter noch seine Kinder und seine Marie empfohlen. Der Edelmann ließ ihn prächtig zur Erde bestatten, baute ihm ein

schönes Grabmahl, und ließ eine Inschrift auf den Stein zeichnen.

Marie erohlte sich wieder, und die Ehrfurcht, mit der ihr der Edelmann begegnete, ist nicht zu schildern. Eine längere Zeit machte Marie diesem Manne immer schätzbarer, und er trug ihr seine Hand an, und versprach ihr Gabriels Kinder als die seinigen anzunehmen.

Marie willigte in sein Begehren, und ward Lilienbergs Frau, und lebte lange und glücklich an seiner Seite. Manchen Abend, wenn der Mond am Himmel war, besuchten sie Gebriels Grab, und Lilienberg weinte manche Thräne dem Edlen.

Die Gottheit lohnte auch den guten Lilienberg; denn Segen des Himmels war in seinem Hause.

Mariens Kinder wurden gut erzogen, und man flößte ihnen von Jugend auf ein, jeden Menschen zu lieben, und keinen seiner Religion halber zu hassen.

Lilienberg überlebte noch seine Marie, und starb erst im höchsten Alter, in den Armen des ältesten Sohns Mariens, von dem er nichts als Freude und Gutes erlebte.

Der gute Christian.

Hasse deinen Bruder seines Glaubens halber nicht, sondern überlasse die Lenkung seines Herzens dem, der im Himmel ist.

So unbedeutend, so klein immer Züge aus der Geschichte des gemeinen Bürgers scheinen können, so wichtig sind sie doch dem Bürger selbst; er findet Wahrheit und Licht in dem engen Kreise, der seinen Kenntnissen und Einsichten vorgeschrieben ist; er faßt die Lehre eher und lieber, weil sie in dem Bilde enthalten ist, das mit ihm in einerley Verhältnisse steht.

In dieser Absicht sammelte ich einige Daten aus dem Leben eines ehrlichen, guten Bürgers, dessen Andenken, wie das Andenken vieler Redlichen, keine Geschichte aufbehalten wird, weil er vielleicht nicht auf der Liste der Glückskinder stand.

In diesem Bilde möchte ich gern meinen Mitbürgern zeigen, wie sehr auch das ehrlichste, beste Menschenherz durch falschen Religionseifer verlieren kann, der

noch so viele gute Seelen zu menschenfeindlichen Gesinnungen verführt, und Handlungen erzeugt, deren sich selbst der rauheste Barbar nicht schuldig machen möchte.

Noch vor ein paar Jahren erst starb der Mann, von dem ich hier erzählte. Er lebte in einem kleinen Marktflecken, wo er das Gewerbe eines Schuhmachers trieb, das schon das Handwerk seines Ur-Großvaters war, denn beynahe seit 200 Jahren erbte sich diese Profession auf dem Hause in ununterbrochener Reihe fort

Franz Gerber, so hieß er, lehrte es daher auch seinem Sohne, Michel Gerber, und hatte seine herzliche Freude, einen Sprossen zu hinterlassen, der das Gewerbe seiner Väter forttreiben würde.

Nach den Begriffen, die ein Mann von diesem Schlage von einer guten Erziehung haben kann, erzog Franz seinen Sohn gewiß gut. Er gestattete ihm keinen Unfug, prägte ihm Ehrfurcht und Gehorsam gegen seine Eltern und Vorgesetzten ein, hielt ihn fleißig zur Arbeit an und warnte ihn nachdrücklich vor Müßiggang, empfahl ihm Gottesfurcht und zog ihn durch sein eigenes Beyspiel zur Andacht, die bey ihm einen ziemlich hohen Grad der Schwärmerey erreicht hatte. Uebrigens verstand sich Meister Franz wenig darauf, was Herz und Verstand bilden konnte; er hatte nie davon gehört und war zufrieden, daß sein Sohn fleißig arbeitete und gern zur Kirche ging. Franz hatte ein gutes Herz,

half, wo er helfen konnte, und meinte es mit allen Leuten redlich; und das that auch sein Sohn, der gut und bieder war.

Bereits war er nun herangewachsen, hatte seine Lehre vorüber, und diente seinem Vater schon seit zwey Jahren als Lohnjunge. Michael sollte nach der löblichen Gewohnheit in die Fremde reisen, und der Vater stattete ihn nach seinen Kräften aus. Er liebte ihn, und versah ihn daher so gut, daß es ihm nie an etwas mangeln konnte. Der Tag der Abreise nahete heran und Alle erwarteten ihn mit Bangigkeit, nur Michael nicht. Er freute sich einmahl mehr zu sehen, als seines Vaters Haus und Garten, und sein Geist, so schlechte Pflege er auch gefunden, strebte aus dem engen Kreise seines Wirkens zu kommen.

Michael! fing der Vater an, in die Fremde mußt du; das läßt sich ohne Schande nicht vermeiden; aber, Gott weiß, wie hart es mich ankömmt, dich von mir zu lassen. Bist mein einziges Kind, bist unter meinen Händen christlich und ehrlich groß gewachsen; aber der Himmel weiß, was die Welt aus dir macht. Sey fleißig und treu deinem Herrn; arbeite und fliehe den Müßiggang und die Betteley; sey häuslich, aber wenn's dir fehlt, so lasse mir schreiben, ich werde dich nicht stecken lassen. Bethe fleißig und lasse nicht von Gott, damit er nicht von dir läßt, und entehre seine Feste nicht mit Trunk und Spiel. Lasse

dich in keine Kameradschaften ein, und halte dich hübsch still und allein. Kannst du deinem Nebenmenschen helfen, so thu's ohne Bedenken, und was in deinen Kräften steht; Gott wird dir dafür Glück und Segen schicken. Aber geh mir nicht zu weit von uns weg; damit wir dich an der Hand haben, wenn mich Gott unter der Zeit zu sich nehmen sollte. Was ich kann, hast du von mir gelernt, wie ichs selbst von meinem Vater habe, und mehr brauchst du nicht. Habe mich mit Gottes Hilfe immer gut fortgebracht, und wenn du mir nachfolgst, kanns dir auch nicht fehlen. Vor Allem geh mir nicht ins Lutherthum; Junge! das wäre dein Unglück. Hab zwar selbst meiner Tage keinen Lutheraner gesehen, aber genug davon gehört. Traue ja keinem Ungläubigen; sie tragen Honig auf den Lippen und den Schalk im Herzen, denn Gott ist nicht mit ihnen. Aber du hast's ja oft selbst gehört, wenn uns am Feyerabend der Vetter aus der Legende vorgelesen, wie abscheulich die Türken und Heiden mit den Christen verfahren sind. Laß mich ja nicht hören, Michael! daß du unter diesen Leuten bist; ich würde mich zu Tode kümmern.

Mit diesen Grundsätzen ließ Meister Franz seinen Sohn von sich, der sie auch kräftig zu Herzen nahm, denn er hätte eher auf seines Vaters Wort als auf das Evangelium geschworen, von dem er eben dunkle Be-

griffe hatte, als einer Sache, die ganz außer seinem Gesichtskreise lag.

So gibt es noch viele aus dem gemeinem Stande, die ohne Pflege, ohne Unterricht erwachsen, so denken und handeln, wie Meister Franz dachte und handelte.

Wenn nun zum Unglück noch ihr Herz böse und verdorben ist, wundert man sich noch, wenn es Scheusale von Menschen gibt? Franzens Herz war gut, empfänglich des Mitleids und der Freude, wohl zu thun; es war arglos und gewissenhaft, und doch strauchelte Franz oft, von falschem Wahne irre geführt, über manche der vornehmsten Pflichten des Menschen hin. Gewohnt, von Jugend auf nach dem Leisten seiner Väter zu denken, mit nicht mehr als mechanischem Unterricht in der Religion und den gesellschaftlichen Pflichten, ohne Bildung des Verstandes, glaubte Meister Franz Niemanden als seinen Glaubensgenoßen Mitleid und Hilfe schuldig zu seyn, und hielt sich berechtiget, alle Andere zu hassen. Das Evangelium würde ihn zwar eines Bessern belehrt und überzeugt haben; aber gerade dieses Buch war es, das Franz am wenigsten kannte. Zwar wurde auch bey ihm nach der Gewohnheit, die fast in allen Bürgershäusern herrscht, an Sonn- und Feyertagen das gehörige Evangelium vor Tisch abgelesen — aber auch nur gelesen, dann weggelegt, und nichts darüber gedacht. Also bloß mechanischer Gebrauch. Desto fleißiger wurde Abends

von seinem Vetter aus einer alten Legende vorgelesen, die Aller Ohren auf sich zog. Die greulichen Geschichten — mögen sie auch alle wahr seyn — die schrecklichen Barbareyen des Alterthums empören das Herz gegen die Menschheit und erfüllen es mit Haß; sie haben den schädlichsten Einfluß auf einen ungebildeten Kopf und ein Herz, das aller Eindrücke fähig ist. Er hörte mit Entsetzen und innerer Rachlust die Grausamkeiten an, die manchmahl gegen die Christen verübt wurden, und in seiner Einfalt vermengte er Heiden und Türken, Juden und Lutheraner untereinander. In den allgemeinen Begriff nicht katholisch schloß er alle ein, und nannte sie alle Wüthriche und Bösewichter. Das war's nun, was sein Herz vollends gegen Jeden erbittert hatte, der nicht seines Glaubens war. Wie sehr verunstaltete dieser schwarze Flecken seine edle Seele, und wie gering war er doch seine Schuld. Die Folge der Geschichte wird uns beyde Seiten seines Characters darstellen, und bald in der liebenswürdigsten Gestalt, bald als den menschenfeindlichsten Fanatiker zeigen.

Gleich darnach, als sein Sohn fort in die Fremde reiste, nahm Franz ein armes Kind, das Vater- und Mutterlos war, und dessen sich Niemand hatte annehmen wollen, zu sich, kleidete es, lehrte es sein Handwerk, und liebte den Knaben, wie er seinen Sohn geliebt hatte. Freut mich recht vom Herzen, sagte er, so glücklich zu dem guten Jungen gekommen zu seyn; im Bettel wäre er vielleicht für die

Raben groß gewachsen; will ihn lieben und pflegen wie mein Kind. Wer weiß, wer meinem Buben Gutes thut! Gott lasse ihm's wohl gehen. Kein reisender Handwerksbursche, den Mangel an Arbeit oder sonst ein Unglück in Dürftigkeit gestürzt hatte, kam vor seine Thür, ohne eine hinlängliche Gabe; manche hielt er, besonders bey unfreundlichem Wetter, einen und mehrere Tage bey sich, und erquickte sie mit Speis und Trank.

Ein Jahr verstrich, als Franzens Sohn noch immer in verschiedenen Märkten und kleinen Städtchen, die so um seine Heimath in der Runde herumlagen, arbeitete. Noch kam ihm keine Lust, zu seinem Vater zurück zu kehren; er sah, hörte und lernte so Vieles, daß er nur immer weiter hinaus in die Fremde sich sehnte. In einer kurzen Zeit wanderte er wieder, und kam in eine große Stadt, die schon an der Grenze seines Vaterlandes lag. Hier fand er Arbeit, und gewann gleich den ersten Tag das Vertrauen seines Meisters, denn Michael sah gut aus, trug einen schweren Bündel, und seine ehrliche Miene betrog nicht. Allein in seiner Arbeit hatte er keine großen Vorschritte gemacht, noch immer die Art seines Vaters an sich, und keine außer der ländlichen Arbeit gewohnt, konnte Michael das noch nicht leisten, was man von ihm forderte. Einer aus des Meisters Gesellen gewann den Jungen lieb und nahm sich seiner an. Gern und gütig belehrte er ihn, gab ihm alle

Vortheile an die Hand, und in wenig Tagen war er schon ziemlich weit mit ihm.

Michael war zu schüchtern, als daß er sich längst näher mit seinem Freunde bekannt gemacht hätte; aber von ungefähr schickte sich's, daß er mit andern davon zu reden kam, und Alle lobten ihn, den biedern Menschen. Es ist ein ehrlicher, gutherziger Mensch, sagte einer davon, nur Schade, daß er ein Lutheraner ist. Bey diesem Worte fuhr Michael einige Schritte zurück, blieb starr stehen, sah sich schaudernd um, ob er nicht hinter ihm stände, und machte die dümmste Figur. Alle lachten über seine Thorheit. In diesem Augenblicke trat Christian (so hieß dieser Gute) in die Stube; Alle lachten aufs Neue, und Michael wagte kaum, ihn mit einem flüchtigen Blicke anzusehen, und floh zur Thüre hinaus. Christian erfuhr kaum die Ursache dieses seltsamen Betragens, als er mit Ernste zu seinen Mitgesellen sprach: Lachet nicht über den Unwissenden; die Sache ist zu wichtig, und der Mensch verdient Mitleid und nicht Spott. Wir wollen ihn freundlich über seinen Irthum belehren, und an einem guten, ehrlichen Menschen uns auch einen Freund erhalten.

Mittlerweile war Michael zu seinem Meister gegangen, und sagte ihm seine Dienste auf. Mit äußerstem Erstaunen hörte dieser seine Gründe, und sah, daß Michael starr auf seinem Vorsatze hielt. Der

Meister hatte ihn immer lieb gehabt, und verlor den Jungen ungern; er faßte sich so gut er konnte, nahm allen seinen Kopf, und seine Beredsamkeit zu Hülfe, um ihn eines Klügern zu bereden; auch Christian kam dazu und machte ihm Vorstellungen. Endlich gelang es ihnen doch so weit, daß Michael seinen lutherischen Wohlthäter für einen Menschen erkannte, der wohl auch ehrlich und gut seyn könnte, und noch einige Zeit bey ihnen zu verbleiben versprach.

Christian verließ Franzens Sohn, dessen er sich einmahl als Freund angenommen hatte, nimmer, that ihm so viele Dienste und Gefälligkeiten, als nur immer in seiner Macht stand, und was der Freundschaft des guten Christian den höchsten Werth gab, war die Uneigennützigkeit und edle Absicht desselben. Er hatte keinen andern Endzweck, als den guten ehrlichen Jungen auf dem Wege der Ehre und Rechtschaffenheit zu erhalten, den er sehr leicht durch Verführung aus dem Gesicht verlieren konnte; und hauptsächlich seinen rohen Kopf mit Kenntnissen und Grundsätzen auszubilden, die sein Herz sanfter, feinerer Empfindungen fähig machen, und immer mit mehr Schwungkraft zur Tugend erheben konnten.

Michael liebte ihn auch und schätzte ihn mehr als ihm ein Mensch achtungswürdig war, und nun glaubte er sogar seinen Worten so ungezweifelt, als er je seinem Vater geglaubt hatte. Er sah, wie viel er seinem Freun-

de Christian zu verdanken hatte, wie glücklich er durch seinen Freund sey. Christian hatte ihm gar oft vorsichtig einen Verdruß und Schaden verhütet; seine Warnungen waren allzeit gegründet, und Michael folgte ihnen nie ohne gute Folgen.

Eines Tages reisten einige von Christians und Michaels Bekannten fort. Sie hatten einmahl von Amerika gehört, und bekamen Lust, sich dahin einschiffen zu lassen. Mehr als ihrer zwanzig begleiteten die Reisenden bis an den nächsten Ort, um sich da noch bey einer kleinen Zeche das letzte Lebewohl zu sagen. Auch Christian und Michael gingen mit, und Alle waren frohes Muthes.

Schon fing der Tag sich allmählig an zu enden, und der Scherz der frohen Zecher, die des Guten bald zu viel genossen hatten, muthwilliger und lauter zu werden, als Christian seinen Freund mahnte, mit ihm nach Hause zu gehen. Er sah die Nacht einbrechen, und die Leute immer trunkener werden; Michaels Verstand selbst fing schon an zu wanken, und so sah Christian nichts Gutes vor.

Allein dießmahl folgte Michael, zu seinem Unglücke, nicht. Er fand es hier so gut, und sich so wohl unter seinen Kameraden, daß ihn Christian nicht von der Stelle bringen konnte. Es stand nicht lange an, so neckten sie einander über die Landesthorheiten eines

Jeden, griffen immer mehr in Einzelne, und endlich entfuhr einem unter ihnen eine unschickliche Rede, die man wohl eine Sticheley gegen die Katholiken nennen konnte. Es war ein Landsmann Christians, und sonst ein guter vernünftiger Mensch.

Sogleich fuhr Michael auf gegen ihn; die schwarzen Bilder des Religionshasses, die bisher weder Zeit noch Umgang mit Christian hatten vertilgen können, sondern nur mit einem schwachen Schleyer verhüllt waren, stellten sich dem Aufbrausenden in ihrer ganzen schrecklichen Gestalt dar. Ein Faustschlag von Michaels derber Hand sollte den Andern seines Unrechts überführen, und nun brannte es in allen Köpfen. Man fiel über den Unglücklichen her; es gab Partheyen und eine Schlägerey, wo ein Jeder einen wunden Körper und Schande und Verachtung davon trug.

Christian, der gerade in diesem unglücklichen Augenblick nicht im Zimmer war, hörte den Lärmen, und zitterte für seinen Freund; er wollte zur Thüre hinein: aber vergebens wandte er alle Kräfte an, durchzudringen; er rief den Wirth, und dieser schaffte sich obrigkeitliche Hilfe. Alle wurden in Verhaft genommen, und die strengste Ahndung wartete der Tollsinnigen. Michael und sein Gegner mußten eine große Geldbuße bezahlen, und wurden aus der Stadt geschafft. Nachdem sie Beyde entlassen worden, ging der Andere zu Michael und bat ihn um Vergebung, daß er die Ursache seines Unglücks war.

Lieber Freund! fing er an, verzeiht mir. Mehr als meine Strafe schmerzt mich der Gedanke, daß ich euch zu eurem Unfug Gelegenheit gegeben. Ich bin der Schuldige, nicht ihr; der Trunk hat mir, wie uns Allen, den Kopf verrückt; aber wenn euch Besserung des Menschen hinlängliche Genugthuung ist, hier habt ihr meine Hand und mein Wort: das schwerste Unglück soll mich treffen, wenn ich je mehr so sträflich handle.

Michael stand erstaunt und beschämt vor ihm; er hätte sich Vorwürfe und Feindschaft vermuthet, und nun sah er, daß der Beleidigte den Schuldigen um Vergebung bat.

Sein Herz sagte ihm nun, wie böse er gehandelt habe, und gebot ihm Freundschaft und Liebe. Beyde umarmten und küßten sich als Brüder und versprachen einander sich zu bessern.

Immer tiefer grub sich die Reue in Michaels Herz, immer schmerzlicher fühlte er die Schwere seines Verbrechens und die Folgen davon. Er mußte von seinem Christian ziehen und wußte nicht, wohin, und wo aus. Er wagte es nicht ihm unter die Augen zu treten, denn er fürchtete seinen strengen Blick und Vorwürfe von ihm. Aber dieser kam ihm liebreich zuvor. Er suchte ihn auf, bedauerte und tröstete ihn. Siehst du einmahl, lieber Freund, sagte er, die traurigen Folgen deiner irrigen Denkungsart! Lasse dir dieß die erste und letzte Warnung

seyn: sey duldsamer und gütiger. Ich will dir keine Vorwürfe machen; aber die Religion selbst und dein Herz werden sie dir machen. Versprich mir künftig, klüger und besser zu seyn; wir bleiben dann Freunde und ich ziehe mit dir.

Welch eine Freude für Franzens Sohn! Wie unbegreiflich war ihm Christians Großmuth, die hohe Tugend des Edlen, die nur das Herz des sanften Christen, des guten Menschenfreundes beseliget. Michael gelobte ihm mit Thränen im Auge seine Besserung, und versprach ihm, in Allem so folgsam zu seyn, als er seinem Vater folgte.

Christian und Michael kamen in eine der vorzüglichsten Reichsstädte Deutschlands. Auf dem Wege stießen sie auf eine Begebenheit, die den guten Christian schmerzlich Thränen kostete, und Michaeln gewaltig über seinen fanatischen Eifer die Augen öffnete.

Es war am hohen Mittage, als sie Beyde müde und hungerig dem nächsten Orte zueilten, das vor ihnen lag. Es war ein lutherischer Marktflecken, und Christian und Michael kehrten beym nächsten Wirthe ein, den man ihnen als den billigsten und freundlichsten angab. Wirklich war er es gegen die Beyden, und Alle, die seines Glaubens waren; — noch kannte er Michaeln nicht. Aber ein kleines herabgesunkenes Völkchen, das nun aller Welt Sklave ist, war ein Dorn in seinen Augen.

In einem Seitenkämmerchen der Stube saßen zwey Israeliten, die Geschäfte halber hier durchreisen mußten. Schon die trotzige Miene des Wirths und sein unfreundliches Betragen gegen sie, weissagte ihnen nichts Gutes; aber daß sie sollten auf das grausamste mißhandelt werden, konnten sie sich von einem gebildeten Menschen, von einem Christen nicht vermuthen. Wart! sagte der Wirth zu seinem Weibe, die beyden Schelme aus Canaan will ich prellen, daß ihnen die Augen tropfen sollen. Gehört ihnen nicht anders; warum sind's Juden? Ich will dafür künftigen Quatember mehr in die Armenbüchse geben, und zu unserm Kirchenbau beysteuern, so thue ich gewiß was Gott-Gefälliges. So sprach er, so entschuldigte er seine Bosheit, und mit diesen Gründen verhärtete er sein Gewissen.

Der unbilligste Mann hätte sich's zur Sünde gerechnet, die Zeche der beyden Hebräer und ihrer Pferde höher als auf zwey Thaler anzuschlagen: aber dieser Wirth forderte fünfzig an ihnen, und dagegen ließ er sich von den erstaunten Juden keine Einwendung, keine Vorstellung machen. Christian und Michael erschraken, denn nach Maßgab ihrer Bedienung und der kleinen Mahlzeit, die sie genossen, sahen sie eine Rechnung von wenigstens 25 Thalern vor sich. Christian faßte sich, und nahm den Wirth bey Seite. Er ist doch ein lustiger Kopf, fing er an. Was die Juden für Augen machen über seine Zeche; aber er muß sie doch nicht

zu lange necken. Der Spaß — — Was Spaß? Es ist mein wahrer Ernst, und nicht Spaß, erwiederte der Wirth. Die Juden müssen mir bezahlen, oder ich ziehe ihnen das Fell über den Kopf ab.

»Aber warum denn die Juden so viel? oder vielleicht andere Leute auch?«

Nein; ich bin gewiß der ehrlichste, billigste Mann, aber wenn ich so einen Schuft von Juden kriege —

»Aber sind denn die Juden nicht auch Menschen wie wir?«

Menschen! — Menschen mögen sie wohl seyn; aber verworfene, verdammte. Sie betrügen und übernehmen uns auch, wo sie können; also Gleiches mit Gleichem.

Lieber Freund! ihr seyd irrig. Ich weiß wohl, ihr seyd jetzt nicht in der Lage, wo ihr euch belehren laßt; aber genug ist's, wenn ich euch sage: thut was Recht ist, und handelt als ein Christ, nicht als ein Jude.

Ein paar Flüche und Schimpfreden waren die Antwort auf Christians guten Rath. Zahlt eure Zeche, sagte er — die sehr mäßig war — und packt euch zum — — — oder ihr erlebt hier nichts Gutes, wenn ihr mir so kommt. Und nun forderte er mit wildem Ungestüm an den Juden die fünfzig Thaler; als diese sie ihm gerade zu absprachen, nahm er ihre Pferde in

Beschlag, und ließ ihnen die Wahl, zu zahlen, oder aus dem Hause geworfen zu werden. Zur Sicherheit, um nicht noch ärger mißhandelt zu werden, und ihre Geschäfte ohne Aufenthalt fortsetzen zu können, wählten sie das Erstere, zahlten, und behielten sich bevor, so wie ihnen Christian gerathen hatte, bey dem Obergerichte ihre Klage zu stellen, und sich ihres Schadens zu erhohlen. Christian und Michael verließen eben so geschwinde den bösen Mann, und traten unter diesem Gespräche ihre Reise an.

Lieber Gott! hub Christian an, wie blind sind doch deine Menschen noch in den aufgeklärtesten Zeiten! wie unglücklich durch ihre Blindheit! Da siehst du wieder einmahl, Michael, was eine irrige Denkungsart im Herzen stiftet. Sieh, so wie dieser Wirth, und grausamer vielleicht noch, würdest du gegen deine Mitmenschen verfahren, wenn du so zu denken fortführest, wie du anfangs gedacht hast: und wie abscheulich muß nun der Mann in deinen Augen seyn! — —

Du hast recht, Christian! O ich schäme mich vor mir selbst. Ich hätte wohl nie geglaubt, daß es so unrecht sey, einen Irrglaubigen zu hassen, und daß man so böse dadurch werden könne.

Denke nur, was daraus entstehen müßte, wenn eine Glaubensparthey die andere haßte und verfolgte

— ein ewiger Krieg unter den Menschen! Du bist in der Geschichte nicht bekannt, und lesen kannst du auch nicht, sobald wir also wieder an Ort und Stelle sind, will ich dir an Feyertagen die Geschichte vorlesen, da wirst du Abscheulichkeiten hören, daß dir die Haare zu Berge stehen möchten. Aber unterdessen denke dir nur immer so: Wie, wenn ich der wäre, den ich nun verfolge? wenn der Irrglaubige mich so haßte, wie ich ihn gehaßt habe? würde mich dieß Unrecht nicht schmerzen?

Unter solchen Gesprächen setzten sie ihren Weg fort, und den andern Tag waren sie schon in der Stadt, die Christian vorgeschlagen hatte. Glücklicher Weise fügte sich's, daß sie Beyde zu einem Meister in die Arbeit traten. Christian wandte nun seine Feyerstunden ganz zur Belehrung und Besserung seines Freundes an, und Michael war gelehrig und folgsam. In kurzer Zeit lernte er lesen und schreiben, heiterte seinen Kopf auf, und bildete sein Herz, wie das Herz des guten, sanften Christen seyn soll. Einige Zeit darauf schrieb er seinem Vater selbst folgenden Brief:

Liebster Vater!

Die Leute, die euch gesagt haben, daß die Ketzer alle gefährliche und böse Menschen seyn, haben euch die Wahrheit nicht gesagt. Es mag wohl auch Böse unter ihnen geben, wie es unter uns einige gibt,

aber ich habe noch recht brave, gute Leute darunter angetroffen. Mein Mitgesell, mit dem ich hieher gereist bin, ist selbst lutherisch, und der beste Mensch — mein bester Freund. Ihm danke ich's, daß ich nun lesen und euch selbst schreiben kann, und jetzt ein bischen gescheidter denke als vorhin. O ich hab's euch noch nie geschrieben, und mag's euch auch nicht sagen, wie albern ich gewesen bin, und was mir meine unrichtige Denkungsart für böse Händel zugezogen hat; ich schäme mich zu sehr, wenn ich daran denke. Je länger ich hier bin, desto mehr gewinne ich die Leute lieb; denn sie sind so freundlich, so bieder, thun ihrem Nebenmenschen so viel Gutes — Gewiß! man muß sie lieben. Aber deßwegen, Vater! dürft ihr euch nicht sorgen, daß ich verführt und einst ein Abtrünniger würde; sie sehen es im Gegentheile recht gerne, wenn ich fleißig zur Kirche gehe und meinen Gottesdienste abwarte. Auch dürft ihr nicht glauben, daß ich mich jemahls getraut hätte, wieder euren Rath aus meinem katholischen Vaterlande zu gehen, wenn ich nicht vorher einen würdigen und vernünftigen Geistlichen befragt hätte. Dieser selbst verwies mir meine Unduldsamkeit, lehrte mich Liebe gegen alle Menschen und sagte: Gott ist überall mit dem Guten, und der Böse wird ihn auch in seinem Tempel nicht finden. Seht, Vater! der Mann muß es doch verstehen, und ihm habe ich getraut. Schreibt mir ja bald, wie es euch geht

und unsern Freunden, und danket Gott mit mir, daß er mir's so wohl gehen läßt ꝛc.

Diesen Brief erhielt Meister Franz von seinem Sohne, und eilte damit zum Schulmeister, um sich ihn von selbem vorlesen zu lassen. Voll Unmuth warf er ihn zur Erde, blaß ward er, wie eine Mauer, vor Schrecken, und dann brach er in ein lautes Weinen aus. Mein Gott! schrie er auf, du hast mein Kind verlassen. Der Bube wird — ist lutherisch; dafür hilft nichts mehr.

Nach einigen Wochen erhielt Michael folgende Antwort auf seinen Brief.

Mein Sohn!

Um Gottes Willen! was hast du gethan! Hast meinen Rath nicht befolgt, meine Lehre vergessen — Gott leite dein Herz, daß du auch nicht seiner vergessen mögest! Dein Brief bringt mich ums Leben. Ich bin seit einigen Tagen nicht mehr vom Bette gekommen, und wenn du deinen alten Vater noch sehen willst, so komme eilends. Hätte ich dich doch nie von mir gelassen, als daß ich so ein Kreuz erleben muß. Der Schulmeister und der Frater Klausner sagen einmüthig, du bist verdammt, wenn du so fortfährst. Zum Pfarrer bin ich nicht gegangen, denn der alte ist todt, und

jetzt haben wir so einen Modeherrn aus der Stadt. Traue ja den Ketzern nicht: sie sind wie Schlangen; sie schmeicheln dir, bis sie dich im Garn haben. Sobald du diesen Brief erhältst, so gebe davon oder — du siehst mich nicht mehr. Leb' wohl und sey dem Schutze Gottes empfohlen ꝛc.

Michael las diesen Brief mit äußerster Bestürzung, und häufige Thränen rollten über seine Wange herab, die er mit seinem Schmerze in den Busen seines Freundes Christian ausschüttete.

Christian beredete ihn, dem Wunsche seines Vaters ein Genüge zu thun. Verweile nicht, sagte Christian, denn theuer sind einem liebenden Vater die Augenblicke, in denen er um seine Kinder ist. Entreiße ihn durch deine schnelle Folgsamkeit den marternden Zweifeln, die ihn deines Heils willen beängstigen; von Mund zu Mund wirst du ihn auch eher seines Irrwahns überzeugen können.

Rührend und traurig war der Abschied zweyer redlicher Freunde; es war, als sollten sie sich das letzte Lebewohl sagen. Michael reiste fort mit beklemmtem Muthe und ahnendem Herzen; traurig und langsam zögerten seine Schritte und in zwey Tagen hatte er noch nicht fünf Meilen zurückgelegt. Am dritten Tage kehrte er in einer Straßenschänke ein, und beschloß da zu übernachten, obwohl ihn noch nicht der Abend zur Ruhe einlud.

Hier war der Zweck seiner Reise, den ihm sein feindliches Schicksal ausgesteckt hatte. Es war an einem Feyertage, nnd die Schänke wimmelte von lärmenden Zechern. Michael setzte sich abseits an den hintersten Tisch, und sah stier und traurig vor sich hin. Zwey Werber, die da waren, auf Leute zu lauern, bemerkten ihn, und sahen ihn für einen verzweifelten Burschen an, den die Noth drückt, oder irgend ein böser Handel in der Welt herumjagt. Sogleich machte einer davon mit ihm Gesellschaft, sprach ihm Muth und Fröhlichkeit zu, und ging ihm nicht mehr von der Seite. Michael argwohnte nichts Böses, kannte ihn nicht für den, der er war, und sah ihn als einen lustigen guten Menschen an, den kein Kummer härmt, und keine Sorge drückt, und so war er Michaeln nicht unangenehm. Man aß, trank und lärmte bis die Nacht einbrach, und den andern Tag ward Michael mit einem Transport geschlossen zum Regimente abgeführt.

Vierzehn Tage waren vorüber, und Christian wartete noch sehnlich auf eine Nachricht von seinem Freunde, die ihm dieser bey seiner Abreise versprochen hatte: und sehnlich harrte der Vater des Sohnes; aber noch erfreute den guten Christian kein Brief von seinem Freunde; noch harrte vergebens der alte Vater auf seinen Sohn, und zürnte auf ihn. Ach, rief er in seinem Schmerze aus, sie haben ihn schon in ihrem Netze! Er achtet des Vaters nicht mehr — treulos wird er auch Gott vergessen haben.

Nochmahl ließ Franz an seinen Sohn schreiben, und bat ihn zu kommen. Wie erschrak aber Christian, als ihm sein Meister den Brief zu lesen gab, und er erfuhr, daß Michael noch nicht bey seinem Vater war. Er wußte nicht, was er denken sollte. Vermuthlich, dachte Christian, ist der Unglückliche in Räuberhände gefallen, und ermordet worden, und weinte dem Lieben schmerzliche Thränen. Man schrieb dem Vater zurück, was man wußte, und dieß erbitterte den Alten noch mehr. Er glaubte nun steif und fest, man wolle ihn belügen, und halte ihm seinen Sohn in den Banden der Verführung gefangen zurück. Täglich grub sich tiefer der Schmerz in seine Wangen ein, täglich wankte Franz näher dem Grabe.

Auch Christian war nicht mehr so heiter, so froh, und eine stille Schwermuth hatte sich seines fröhlichen Herzens bemächtiget. Sein Freund war ihm zu lieb gewesen, als daß er hätte gleichgültig bey dem ungewissen Schicksal desselben bleiben können.

Nach einiger Zeit verließ er die Werkstätte seines Meisters, und zog wieder in die Fremde.

Eines Tages ging Meister Franz nach dem nächsten Städtchen, um dort Leder einzukaufen. Es war nur eine Tagreise von ihm entfernt; folglich kehrte er gleich den andern Tag wieder zurück. Es war schon spät am Abend, als Franz noch auf dem Wege war, und nur noch einige Stunden vor sich hatte, bis er zu

Hause ankam. Still und schauerlich führte der Fußweg durch einen dichten Tannenwald, wodurch nur einige blasse Strahlen des freundlichen Mondes durchblinkten. Franz bethete im Gehen — es war so seine Gewohnheit — und eilte, so viel es Alter und Schwäche zuließen.

Plötzlich stieß er auf einen Gegenstand, der zu gleicher Zeit Schrecken und Mitleid erregte. Ein Mensch lag vor ihm hingestreckt; verwundet und von dem häufig vergossenen Blute kaum mehr einem Menschen ähnlich. Franz schlug jammernd die Hände zusammen ob diesem gräßlichen Anblick, und wußte sich nicht zu rathen und zu helfen. Zum Glücke sah er Jemanden gegen sich kommen; es war ein Bauer aus dem nächsten Dorfe. Mit vollem Vertrauen redete ihn Franz sogleich an, und bath ihn, daß er ihm den armen Menschen möchte tragen helfen. Beyde hoben nun den Elenden auf, und trugen ihn zu des Bauern Wohnung, die nicht ferne war. Nun ließ er sich einen Wagen geben, und der Bauer führte den Erschlagenen in den Markt zu Meister Franzen, der es so haben wollte, damit er ihn unter seiner Obsicht hätte, und man ihm eher zu Hülfe kommen könnte.

Dieser Unglückliche war Christian, der von Räubern dieser Gegend überfallen, und so jämmerlich zerschlagen wurde. Franz ließ es an Nichts fehlen; er sparte keine Unkosten und keine Pflege, um Christian wieder herzustellen. Am fünften Tage erst war er im

Stande, einige gebrochene Worte hervorzustammeln, und nun ließ Franz einen Geistlichen hohlen, der seiner Seele pflegen sollte.

Frey und ungeheuchelt sprach Christian zu ihm; entdeckte ihm seine Religion, bath aber den Priester doch um seinen Zuspruch und Trost. Nun erfuhr es auch Franz, wer sein unglücklicher Gast sey, und das Wort Lutheraner fuhr wie ein Donnerschlag in sein Ohr. Alles Gefühl, alle Menschlichkeit wich aus seinem Herzen, und Fanatismus und Menschenhaß drangen an ihre Stelle. Da in dem Orte kein öffentliches Spital war, und Niemand sich des Elenden annehmen wollte — denn alle schienen froh zu seyn, daß diese Last auf Franzens Schultern fiel — war Gerber so grausam, den Todtkranken auf die freye Gasse zu setzen, und schloß sein Haus vor ihm zu. Ein alter armer Taglöhner, der sich halb von Arbeit, und halb vom Betteln nährte, ging vorüber, und nahm den Verstoßenen in seine Hütte. Und das geschah, ohne daß sich nur ein Menschenhaar darüber gekrümmt hätte.

Nach einigen Tagen kam Michael an, und stürzte freudig in die Arme seines Vaters. Er erzählte ihm sein unglückliches Geschick, das Schuld war, warum er nicht eher hatte kommen können, und seine ganze Geschichte bis auf den Vorfall, wo er hatte Soldat werden müssen. O Gott sey Dank! rief Franz, das ich dich wieder habe, mein Sohn; du sollst nicht mehr aus mei-

nen Armen; ich dächte schon, die Lutheraner — O denkt künftig besser von ihnen, fiel ihm Michael ein; ihnen habe ich Alles zu danken, Alles; daß ich mehr gelernt habe, daß ich klüger und besser geworden bin, ja sogar, daß ihr mich jetzt seht, das haben wir den Lutheranern zu danken. Ich war eingesperrt zwischen unübersteiglichen Mauern; jeder meiner Tritte wurde beobachtet. Als ich Soldat war, da machte ich mit einem Meister Bekanntschaft, dessen gutes Herz durch mein Unglück gerührt wurde. Er gab mir Arbeit, sonst hätte ich mich kaum des Hungertodes erwehren können, und liebte mich, wie sein Kind. Ich lernte seine Tochter kennen, liebte sie und wurde geliebt, und der Vater billigte unser Verständniß, kaufte mich los, und schenkte mir sein Vertrauen in einem so hohen Grade, daß er mich auf mein Wort zu euch reisen ließ. — Wirklich! sagte Franz erstaunt, so viel Gutes haben sie dir gethan? — Ey, ey! nun sollte mich's bald reuen. — Was, Vater! was? — Und hier erzählte Franz seinem Sohne, wie er mit Christian verfahren. Gott im Himmel! schrie Michael, das habt ihr gethan? — Sogleich eilte Michael fort, erkundigte sich um seinen Aufenthalt, fand ihn und fand — seinen Freund Christian. Welche Freude! — Welche Bestürzung! — O Freund! wirst du auch meinem Vater dieses himmelschreyende Unrecht verzeihen können? — sagte Franzens Sohn, und ein Thränenstrom rollte über seine Wangen herab. — Christian drückte seine Hand, und ein sanftes Lächeln schwebte auf

einen Lippen. Und du kennst mich noch so wenig, sagte er; dein Vater hat mir ja Gutes gethan — nicht er — die Unwissenheit war grausam gegen mich. Mich schmerzt nur, daß er mich noch haßt, daß ich sterben soll, ohne seine Liebe, seine Freundschaft mit mir zu nehmen. Laß ihn zu mir kommen, Freund!

Franz kam und trat schüchtern und schaamroth vor das elende Lager Christians, und sein Mund verstummte. Sanft und liebreich nahm ihn dieser bey der Hand, und sagte: ich fühle, daß ich sterben werde; laßt euch noch für eure Liebe danken, ihr seyd ein guter Mann; aber ein blinder Eifer hat euer Herz partheyisch gemacht. Gewährt einem armen Menschen, der dem Tode nahe ist, eine Bitte — — seine letzte Bitte! Vergeßt, daß ich nicht eures Glaubens bin, und hört auf, unschuldige Menschen zu hassen, die euch kein andres Leid thun, als daß sie anders denken, als ihr denket. Liebet und thut Gutes jedem Menschen ohne Unterschied der Religion; wir sind ja Alle Brüder! Franz zerfloß in Thränen und verbarg sein Gesicht, das Schaam und Verwirrung bedeckten. O, rief er, was war ich für ein Ungeheuer! — Warum muß ich jetzt erst von meinem Irrthume überzeugt werden!

Eure Hand, rief ihm der von Leiden erschöpfte Christian mit schwacher Stimme entgegen, eure Hand, guter Mann! Nun sterbe ich mit Freuden, sterbe mit der vollkommensten Zufriedenheit meines Schicksals, so traurig es auch immer für mich war. Ich nehme die

Freude eines Sieges mit ins Grab, der alle Siege stolzer Helden an Herrlichkeit übertrifft — — des Sieges der Menschheit über den Fanatismus. Laßt euch meine sterbende Lippen auf die eurigen drücken! Dieser Kuß sey der erste Beweis eurer Liebe — der Beweis, daß ihr euch wieder mit der Menschheit versöhnt habt. Lieber Freund! sagte er zu Michael, als wir einander in S*** bey deiner Abreise traurig Lebewohl sagten, unsere Herzen Unglück ahneten, und wir uns zum letztenmahl zu sehen schienen, gingst du nicht von mir in dem bangen Wahne daß das Schicksal unsere Wege auf immer geschieden habe, daß wir ewig würden getrennt werden?

Michael. Ach ja, lieber Christian! ich dachte nicht anders.

Christian. (heiter lächelnd) Nun du bist deinen Weg gegangen, ich den meinigen — Beyde den, den uns die Vorsicht vorgezeichnet hat, und hier kommen wir wieder zusammen, sehen uns, und genießen die selige Wonne, uns als liebende Freunde zu umarmen: nun reisen wir wieder von einander — weine nicht Lieber! — trennen uns hier; und (bedeutend) sehen uns wieder. — —

Das waren Christians letzte Worte. Er hatte sich zu sehr angestrengt, und verfiel nun in eine Mattigkeit, wo er allen Gebrauch seiner Sinne verlor. Seine Lippen schwiegen, aber sein Geist bethete, und war voll der seligsten Ahnungen von der Ewigkeit.

Nach zwey Tagen starb der Edle, und Franz und sein Sohn beweinten in ihm nicht den Tod eines Menschen, den Tod eines guten, geliebten Freundes — mehr noch! das Verschwinden eines guten Engels.

Sein Leichnam wurde ganz der Sorgfalt und Willkühr Franzens überlassen, denn man hielt ihn für unwürdig, unter andern Todten zu ruhn. Das drang Franzen tief in die Seele. Vater! sagte Michael, es ist doch allenthalben Erde; Christian gehörte auch im Leben nicht unter die gewöhnlichen Menschen; er war zu gut für sie; er soll auch im Tode außer ihrer Gemeinschaft seyn. Es ist gut, daß er nicht liegt, wo Thoren und Weise, der Gute und der Böse unter einander geworfen faulen, denn ich fürchte, es möchten sich noch die Knochen eines Schurken an ihm reiben. Draußen, Vater! auf der Wegscheide, laßt uns ihn beerdigen: da bleibt er den Menschen im Gedächtniß, und ist nach langen Jahren noch eine kräftige Lehre. Was soll er in einem abgelegenen Winkel des Kirchhofes machen? Man sucht die Todten ohnehin nicht; aber hier muß er Jedem ins Aug' fallen, und jeder Gute, der vorübergeht, wird seine Asche segnen.

Hast Recht, Michael, sagte Franz, und ich will ihm ein Denkmal setzen lassen von Marmor, so schön und kostbar ich es vermag. Gut! sagte der Sohn, und ich pflanze herum drey schlanke Tannen, die mit ihrem schwarzen Schatten sein Grab decken sollen.

Noch sagt der Leichenstein dem Wanderer, wer Christian war, wie edel und gut er war, und wie Franz mit ihm verfahren. Unsere Nachkommen, sagte Meister Gerber, mögen es wissen, daß ich gefehlt habe, und durch mein Beyspiel belehrt, besser werden.

Wie mehr Christians Charakter durch das Gute und Edle, das ihm eigenthümlich war, dem Leser auffallen wird, desto mehr fürchte ich auch, wird man die Wahrheit der wirklichen Existenz dieses Mannes bezweifeln, oder wenigstens nicht begreifen können, wie ein Mensch in der Lage, in der Christian sich als Handwerksgeselle wahrscheinlicher Weise von jeher mußte befunden haben, so habe denken, so handeln können.

Ich finde es nöthig, meinen Lesern diesen Zweifel zu heben; und gut, sie mit einem Manne genauer bekannt zu machen, dessen Leben Vielen eine nützliche Lehre seyn wird. Ich weiß, wie viele Feenmährchenleser es gibt, die nur seltene Begebenheiten und wunderbare Entwickelungen lieben, und denen Alles, was noch von dem guten Christian folgt, langweilig seyn wird, aber für diese schreibe ich auch nicht. Nie können wir uns zu lange bey dem Bilde eines guten Menschen aufhalten, denn der Bösen sind zu viel um uns. Laßt uns bey dem Andenken eines Guten nicht so schnell vorübereilen, wie der gaukelnde Schmetterling eine Rose überhüpft — unfähig ihre Balsamgerüche einzuathmen — unfähig der dauernden Wonne. —

— — —

— — — — —

— — — — — —

Christian lernte Weisheit im Elend und Tugend in der Noth; das Schicksal bildete sein Herz nach Grundsätzen, die es mit Thränen ihm aufzeichnete, die Kummer und Elend aus der Menschen Auge pressen. Er kam in eine Schule, wo man die Geduld nicht theorethisch aus dem Epiktet studiert, und Schmerz und Leiden die Philosophie geben. Schüler, deren Geist nicht groß, deren Herz nicht stark genug ist, verzweifeln, ehe sie am Ende ihres Cursus sind. Es ist leichter, den Lauf der Sonne zu messen, und die Größe des kleinsten Sternchens im zahllosen Sternenmeere zu berechnen, als stark zu seyn im Unglück; und leichter sich über einen Felsen stürzen, wenn man sein Schicksal nicht enträthseln kann, als ausharren im Leiden. Wenige halten aus; aber diese Wenigen sind schätzbarer, als Gold, das alle Feuer ausgehalten hat.

Christian wurde von ansehnlichen und bemittelten Aeltern geboren; aber noch lag er unmündig in der Wiege, als diese ihn verließen, und Vormünder über ihn und sein Vermögen schalteten. In fünf Jahren hatten sie es durchgebracht, und Christian war nun unglücklicher als der ärmste Betteljunge. Man bedauerte ihn, fluchte den Pflichtvergessenen, aber Niemand nahm sich seiner an. Christian wurde endlich in das Waisenhaus aufgenommen. Hier war des jungen Christians Bestimmung, einst diesen milden Ort als ein elender Krüppel zu verlassen. Den ganzen Tag an seine Arbeit ge-

kettet, ohne Bildung des Geistes und Herzens, im Zirkel verdorbener Jungen, die durch Härte der Zucht und Mangel an Unterricht verstockte schelmische Buben waren, hätte Christian zum Mann, zum nützlichen Bürger heranwachsen sollen. Ein alter Pastor in der Gegend, der einst als armer Student bey seinen Großältern die Suppe hohlte, vernahm sein trauriges Schicksal, und forderte ihn aus dem Waisenhause zu sich.

Christian war ihm Alles, denn er hatte weder Frau noch Kinder mehr, und sein weniges Vermögen dachte er für ihn anzuwenden. Fünf Jahre war Christian bey dem guten Manne, der ihn zärtlich wie sein Kind geliebt, und den der Kleine wieder so innig liebte, so verehrte wie seinen Vater. Er unterrichtete ihn in der Religion und allen Anfangsgründen derjenigen Wissenschaften, die er zu Chrstians Beruf erforderlich glaubte; und hier war es, wo der Saame des Guten in das Herz des Kindes gelegt wurde; hier faßte sein Herz die edlen Grundsätze, die ihn nachher zum guten Menschen bildeten, die ihn groß im Unglück, und ehrlich in der Noth erhielten. Der Mann dachte selbst hell und gut; hatte reine Begriffe, viel sein Lebtag erfahren und viel gedacht. Sein Wandel war das schönste Beyspiel der Tugend, und sein ganzer Kirchsprengel liebte und verehrte ihn, wie seinen gemeinschaftlichen Vater.

Christian hatte viel Talente und ein weiches, empfängliches Herz; in dieser kurzen Zeit hatte er schon viel gelernt, und zur größten Freude seines Pflegevaters zeigte sich schon jetzt die Grundlage seines edlen Charakters. Der Pastor schickte ihn nach dieser Zeit in das nächste Städtchen in die Schule, und empfahl ihn der Aufmerksamkeit und Liebe des dortigen Rektors, der einst sein vertrauter Gespiele war. Ihn hatten Alter und die Bürde seines Amtes, die nun schon zwanzig Jahre seine Schultern lastete, zu schwach gemacht, um ferner den angefangenen Unterricht mit seinem Zöglinge fortzusetzen.

Noch war Christian kein Jahr auf der Schule, als der Pastor plötzlich an einem Schlagflusse starb. Entfernte Verwandte, die der Verstorbene in seinem Leben nie gekannt hatte, traten hervor, und bemächtigten sich des kleinen Vermögens, das er hinterließ.

Dieser Schlag des Unglücks fiel tödtend auf Christian. Wie ein Wetterstrahl stürzte er das schöne Gebäude seiner Hoffnungen; alle Aussichten verbarg ihm eine düstere schwarze Donnerwolke, und der Knabe stand da im Kreise, den das fürchterliche Schicksal um ihn geschlossen hatte, wie der Wanderer in einer grausen Wetternacht — staunend und zitternd.

Bezahlen konnte Christian nun nichts mehr, und hätte, unwissend wohin, von dannen ziehen sollen; aber

weil er doch einmahl dem Rektor war empfohlen worden, so behielt ihn dieser, und machte ihn zu einem der Aufwärter des Kollegiums. Hier mußte Christian unbeschreiblich leiden. Die niedrigsten und schweresten Geschäfte wurden ihm aufgetragen; dafür warteten seiner bey dem geringsten Versehen die grausamsten Züchtigungen, und Spott und Verachtung der Reichen, die mit ihm unbestraft ihr Spiel treiben durften, verfolgten alle seine Tritte. Und klagen durfte Christian niemanden seine Leiden; kein theilnehmendes Herz eines zärtlichen Freundes öffnete sich ihm; nur weinen konnte er im Stillen, und Trost aus seinem eigenen Herzen schöpfen. Aber nicht einmahl so viel Barmherzigkeit fand er unter den Menschen, daß sie ihm ihr Gnadenbrod unter Drangsal und Verfolgung zu genießen gönnten. Nicht lange stand es an, so mußte er das Kollegium verlassen. Weinend zog Christian von dem Ort, wo er so viel gelitten, und arm und hülflos hatte er Bettel und Hunger zu Gesellschaftern. Er nahm sich vor in die Stadt zu gehen, wo er einst im Waisenhause war, um dort zu bitten, daß man ihn wieder aufnehmen möchte.

Unterweges traf er zu einem Schuster, bey dem er um Brod bat. Noch hatte Christian diesen Weg des Lebens nicht gekannt, aber Armuth und Hunger führten ihn darauf. Diesem erzählte der unglückliche Junge seine ganze Geschichte, und Thränen quollen dem guten Manne aus den Augen, die er behutsam vor Christian verbarg.

Aber was willst du denn so machen? sagte er zu ihm.

Christian. Ich weiß nichts. Ich will wieder in das Waisenhaus gehen, wo ich vormahls war.

Wo es dir so übel ging? Das mußt du nicht. Aber man nimmt dich auch nicht mehr an.

Christian. Man nimmt mich nicht mehr an? — Lieber Gott! so muß ich verhungern.

Das sollst du nicht. Gott sorgt für jedes seiner Geschöpfe. Möchtest du kein Schuster werden?

Christian. Alles, Alles! wenn ich nur nicht betteln und nicht hungern darf.

Nun! du kannst gleich bey mir bleiben. Aber treu und fleißig und gehorsam mußt du seyn, sonst schick ich dich wieder fort, und es wird nichts aus dir werden.

Hier war nun der Standpunkt von Christians Beruf. Der ehrliche Schuster behielt ihn bey sich, nährte, kleidete und lehrte ihn, und hatte an dem guten Jungen seine Freude. Die Jahre seiner Lehrzeit gingen vorüber, und noch drey Jahre diente ihm Christian als Lohnjunge, als ihm endlich sein Meister eröffnete, daß er nun in die Fremde reisen müsse. Christian lebte so wohl und so zufrieden bey seinem Wohlthäter, daß er sich wieder in die glücklichen Tage versetzt glaubte, die er bey seinem

ehrwürdigen Pflegvater, dem guten Pastor, hatte, und nun wieder aus dem Schooße der Ruhe und des Glückes hinaus in den Wirbel der Zufälle und des mißgünstigen Schicksals — das war ein schmerzlicher Gedanke, der ihm viele bittere Thränen kostete. Aber es mußte so seyn. Sein Meister gab ihm einige Kleidung und etwas Geld und hieß ihn in eine entfernte Stadt gehen, wohin er ihm ein Empfehlungsschreiben an seinen Bruder mitgab, der dort das nähmliche Gewerbe trieb.

Nun fangen seine Wanderjahre an, die ich hier zu erzählen weder Raum noch Zeit genug übrig habe: sie würden allein einen ganzen Band anfüllen. So wie sein ganzes Leben, waren auch diese Jahre ein steter Wechsel von Widerwärtigkeiten und Leiden, womit die Menschen einander selbst zu drücken sich bestreben. Kaum, daß er einige Tage der Ruhe genoß, sich einige Stunden des Lebens freute, und mit Siegeswahn sich der überstandenen Leiden erinnerte, so ging schon wieder den andern Tag die Sonne düsterer über ihn auf, und ein neues Ungewitter stürmte auf ihn los.

So wurde Christian stark im Leiden, und groß im Unglück; sein Glaube an Gott gab ihm Trost, und seine Tugend Stärke, und Weisheit lehrte ihn die Erfahrung. Er hatte gelernt, daß man nicht auf lockern Grund bauen, und dem Menschen und dem Glükke nicht trauen müsse; daß man sich nicht blenden lassen dürfe von dem Schimmer glänzender Hoffnungen,

und daß der Mensch nur auf die Gegenwart rechnen kann. Er hatte gelernt, daß der Schwächere das Lastthier der Stärkern ist, und daß er schwerlich sein Joch abschütteln wird, und Starrsinn und Empörung gegen sein Schicksal das Joch mehr erschwere; daß schon einmahl der Gang der Dinge den Ochsen zum Pflug, den Esel zur Last verdammt habe — den Menschen zu Allem.

Seine Verlassenschaft war das Eigenthum des Weisen, der Alles mit sich trägt. Aber doch fand sich darunter ein Stück, das Michael allein zu sich nahm, und höher schätzte, als Tonnen Goldes. Es war folgendes Gebeth, das durch den täglichen Gebrauch kaum mehr leserlich war:

Göttlicher Mittler, der du vom Vater gesendet worden, um Licht und Wahrheit in die Welt zu bringen, und die Menschen selig zu machen, sieh herab auf deine heilige Kirche, beschütze sie und sey bey ihr bis ans Ende der Zeiten! Laß sie eine treue Bewahrerinn deiner göttlichen Lehren seyn, und von deinem Geiste unaufhörlich geleitet werden!

Erhalte die Religion, die du mit deinem Blute gestiftet hast, in jener himmlischen Lauterkeit, mit der sie aus deinem untrüglichen Munde geflossen ist!

Gib deiner Herde treue Hirten, und erfülle sie mit Weisheit und apostolischem Eifer. Dein Geist

schwebe auf ihren Lippen, wenn sie dein Wort verkündigen, die Jugend unterrichten und den Sterbenden auf ihrem Todtbette beistehen!

Gib, daß der Geist der Eintracht und des Friedens unter den Bekennern deines heiligen Nahmens herrsche; daß sie einander als Brüder lieben; daß sie sich wegen Fehlern und Schwachheiten nicht verachten, hassen, verfolgen, sondern einander ertragen, gleichwie auch unser himmlischer Vater seine Sonne über Gute und Böse aufgehen läßt!

Zwar bethen wir in Demuth die unerforschlichen Rathschlüsse an, nach welchen du unter jenen, die den Christennahmen führen, so verschiedene Glaubensbekenntnisse zuläßest: aber um deines heiligen Nahmens willen bitten wir dich, Erlöser der Welt, nimm dieses Aergerniß endlich hinweg; versammle uns alle in deinen Schaafstall, und laß uns untereinander eins seyn, so wie du eins bist mit deinem himmlischen Vater!

Erbarme dich auch des Volkes, welches einst dein auserwähltes war, und zu welchem du ehemahls selbst gehörtest, und welches jetzt verlassen und verstoßen in der Welt herumirrt! — Mache dich auch den Völkern kund, die dich noch nicht kennen, und laß das Licht deines Evangeliums aller Orten aufgehen, wo Finsterniß herrscht! — —

Bald darauf wurde Michael seines Vaters Erbe. Er hatte keine Freude mehr an seinem Geburtsorte, und die Liebe zu seinem Mädchen hatte ihn seither täglich an sein Wort erinnert, das er dem guten Manne gab, ehestens wieder zurück zu kehren. Er nahm nun sein Vermögen zusammen uud reiste dahin, wo schon lange sehnlich ein guter Vater, und ein liebendes, tugendhaftes Mädchen seiner warteten.

Glückliche Tage verlebte Michael im Schooße einer zahlreichen Familie, an der Seite einer zärtlichen Gattinn; Gottes Segen ließ seinen Fleiß gedeihen, und was er liebreich seinem Nebenmenschen Gutes that, wurde ihm reichlich wieder vergolten. Er selbst schrieb seine und Christians Geschichte auf, und machte sie zum Lesebuch seiner Kinder. Der Tag, an dem er Christian hatte kennen lernen, war ihm ein jährlicher Festtag, und die Freude des Hauses feyerte ihn; aber wenn sein Sterbetag einfiel, war Michael traurig, weinte ihm noch eine Thräne des Dankes, und unterhielt sich mit seiner Familie über die traurigen Schicksale des Guten.

Sterbend bat er noch seine Kinder, der Lehren lebelang nicht zu vergessen, die Christian ihm gab. Liebt euren Mitmenschen, sagte er, und thut Gutes Jedem, der euer bedarf; hasset und verfolget den nicht, der nicht in euren Tempel geht! Wir sind alle Gottes Kinder.

Inhalt

des ersten Theiles.

Seite

Isak Harrusch, oder einen Juden verfolgen, weil er Jude ist, ist Unduldsamkeit und dem Gesetze der Liebe entgegen 11
Isogin und Celia, oder einen Wilden verfolgen, weil er ein Wilder ist, ist Unduldsamkeit und dem Gesetze der Liebe entgegen 72
Marie, die Jüdin; oder der Glaube ohne die Werke ist todt. 110
Der gute Christian; oder einen Lutheraner verfolgen, weil er ein Lutheraner ist, und einen Katholiken, weil er ein Katholik ist, ist Unduldsamkeit und dem Gesetze der Liebe entgegen . . . 130

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Eckartshausen, Carl <<von>>,

Schriften

Bd.: 5

Wien 1830

Passau, Staatliche Bibliothek -- S nv/La (b) 211-5/6
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11341835-6